

Dokumentation

JAY W. BAIRD

DAS POLITISCHE TESTAMENT JULIUS STREICHERS

Ein Dokument aus den Papieren des Hauptmanns Dolibois

Im Laufe der Geschichte ist es nicht selten vorgekommen, daß Dokumente von hohem Interesse und historischer Bedeutung der Nachwelt völlig verloren gingen. Das gilt vor allem für Quellen, die außerhalb der normalen amtlichen Wege in die Hände von Individuen fielen, die dann die in ihren Besitz gelangten Stücke der Öffentlichkeit aus dem einen oder anderen Grunde zeitweise oder dauernd vorenthielten. Dieses Schicksal teilte auch das „Mein Bekenntnis“ genannte politische Testament Julius Streichers, das erst jetzt, mehr als dreißig Jahre nach den Nürnberger Prozessen und nach dem Tode seines Verfassers, wieder zum Vorschein kam. Die Details der Ursprünge des Dokuments sind faszinierend. Seine Authentizität steht ebenso außer Zweifel wie seine historische Bedeutung; Ton, Inhalt und schwülstiger Stil sind charakteristisch für den bewußt heroischen „Frankenführer“, Gauleiter Julius Streicher, und seine Einzigartigkeit sichert dem „Bekenntnis“ einen Platz in der historischen Literatur.

In der Geschichte dieses politischen Testaments spielt, neben seinem Verfasser, auch jener Mann eine entscheidende Rolle, der dafür verantwortlich zeichnet, daß es überhaupt geschrieben wurde: Captain John E. Dolibois, Offizier im Nachrichtendienst der U. S.-Armee und während der Vorbereitungen für die Nürnberger Prozesse damit beauftragt, die führenden Nationalsozialisten zu vernehmen¹. Dolibois, jetzt Vizepräsident der Miami University in Oxford (Ohio), wurde 1918 in Luxemburg geboren und ist naturalisierter Bürger der Vereinigten Staaten. Wie vielen, die in Nürnberg Dienst taten, war auch ihm der Weg dorthin nicht gerade vorherbestimmt. Während des Zweiten Weltkriegs für den Frontdienst in den Reihen der Dritten Armee als Panzermann ausgebildet, wurde er zunächst der 16. Panzerdivision in Fort Chaffee (Arkansas) und der Panzeroffiziersschule in Fort Knox (Kentucky) zugeteilt. Die Ausbildung für seinen späteren Dienst als Nachrichtenoffizier erhielt er in Camp Ritchie (Maryland), wo sich das Hauptquartier des Military Intelligence Training Center der amerikanischen Armee befand. Anschließend in Frankreich tätig, und zwar im Detailed Interrogation Center in Revin (6864 DIC), hatte er, ehe er zur Vernehmung der Hauptkriegsverbrecher abkommandiert wurde, wesentli-

¹ Captain Dolibois hat sich über seine Tätigkeit als amerikanischer Nachrichtenoffizier in zwei Interviews geäußert, die der Verf. im Februar und April 1973 mit ihm machte. Wenn im folgenden auf sein Zeugnis verwiesen wird, so sind stets die Aufzeichnungen über diese Unterredungen gemeint, die sich im Besitz sowohl Mr. Dolibois wie des Verf. befinden.

chen Anteil daran, daß sich Oberstleutnant Holters und die „Dienststelle Ost“, die zum militärischen Nachrichtendienst gehörte und General Gehlen unterstand, den Amerikanern ergaben.²

Dolibois Beschäftigung mit Streicher und den anderen führenden Nationalsozialisten begann im luxemburgischen Mondorf, wo die Central Continental Prisoner of War Enclosure Number 32 (Deckname „Ashcan“) eingerichtet worden war. Dort wurden die Angeklagten des Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozesses im Sommer 1945 verborgen gehalten, ehe man sie für den Prozeß nach Deutschland brachte. Dolibois und vier weitere Nachrichtenoffiziere hatten den Auftrag, in nächster Nähe zu den Deutschen zu leben, die im luxemburgischen Palasthotel dieses schönen Kurorts untergebracht waren, das sich nun als militärisches Lager mit Scheinwerfern und Stacheldraht darbot, um die Insassen vor dem Zorn der Opfer der unmenschlichen Politik des Dritten Reiches zu schützen. Tatsächlich lernte Dolibois, der unter dem Decknamen „Captain Gillen“ auftrat, in jenem Palasthotel Streicher sehr gut kennen, und dort hat Streicher auch seinem amerikanischen Vernehmungsoffizier das einzige Exemplar seines politischen Testaments überreicht.

Es war kein Zufall, daß „Captain Gillen“ sowohl in Mondorf wie dann in Nürnberg das Vertrauen Streichers und einiger anderer deutscher Häftlinge zu gewinnen vermochte. Noch im Anfangsstadium seiner Beschäftigung mit den Gefangenen ergab es sich, daß er die Rolle eines „Betreuungsoffiziers“ übernahm, welche Bezeichnung als erster Göring in einer Unterhaltung mit Dolibois gebrauchte.³ Als „Betreuungsoffizier“ kümmerte sich Dolibois vor allem um die persönlichen Wünsche der Gefangenen, um Wünsche nach Vergünstigungen, wie sie in endloser Folge zu ihm kamen. Dolibois bewies in dieser ihm unerwartet zugefallenen Funktion, die es auch mit sich brachte, daß er für Göring und Streicher wie für einige andere Gefangene Botschaften an die Familien

² Die „Dienststelle Ost“ wurde mit ihrem gesamten Stab und allen ihren Akten nach Washington gebracht; Dolibois-Interview, S. 4 f.

³ Dolibois hat die Umstände dieser Begegnung geschildert: „Der erste Mann, den ich traf, die erste Person, die ich verhörte, ... war Hermann Göring ... Es klopfte an die Tür, ich antwortete, und da stand Göring ... , der sehr neugierig war, wer ich sei und was ich wohl für eine Aufgabe habe. Und er fragte ohne Umschweife: ‚Wer sind Sie?‘ und: ‚Was werden Sie hier machen?‘ Noch ehe ich antworten konnte, sagte er: ‚Ich hoffe, Sie werden eine Art Betreuungsoffizier sein, weil wir hier jemand brauchen, der dafür sorgt, daß wir anständig behandelt werden, daß wir in keiner Weise schlecht behandelt werden und daß die Bestimmungen der Genfer Konvention ... (all das sagte er etwas sarkastisch und sardonisch) richtig eingehalten werden!‘ Er sagte: ‚Ich hoffe, daß das Ihre Sache sein wird!‘ Ich gab zu verstehen: ‚Ja, das ist so in etwa meine Aufgabe. Ich werde dafür sorgen, daß Sie nicht schlecht behandelt werden.‘ ... Als ich das am Abend auf unserer Stabsbesprechung berichtete, kamen wir überein, daß das keine schlechte Rolle für mich sein würde. Ich sollte nur wenige Verhöre heiklerer Art machen ... Diese Rolle gab mir also einen Grund, immer bei ihnen hereinzuschauen ... , wenn wir etwas Bestimmtes herausfinden wollten. Sie verschaffte mir einen Zugang, den die anderen Vernehmer nicht hatten, weil sie eben nur als Vernehmungsoffiziere erschienen und stets suspekt waren.“

übermittelte, viel Takt und Geschicklichkeit. Das geht nicht allein daraus hervor, daß ihm Streicher sein politisches Testament anvertraute, sondern auch aus mehreren Dankschreiben an „Captain Gillen“, die während des Nürnberger Prozesses entstanden.

Als Streicher in die Hände der amerikanischen Armee fiel, hatte er Betreuung wahrhaftig nötig. Nachdem er, eine Folge seines Sturzes als Gauleiter im Jahre 1940, während des ganzen Krieges auf seinem Gut bei Nürnberg, Pleickershof, gelebt hatte, dachte Streicher gegen Ende des Krieges, als der Zusammenbruch des Dritten Reiches 1945 immer näher kam, an Selbstmord. Er ging sogar so weit, für sich und seine zweite Frau – seine Sekretärin auf Pleickershof, Adele Tappe, die er im April 1945 heiratete – ein gemeinsames Grab zu schaufeln, doch entschloß er sich endlich, nach weiterem Nachdenken, einen falschen Namen anzunehmen und, durch Bart und Augenklappe verändert, Zuflucht in den Alpen zu suchen⁴. Trotz seiner Verkleidung erkannt, wurde Streicher von Soldaten der amerikanischen Armee festgenommen. Nach seinen Worten fingen seine Nöte dann erst richtig an, da er brutal mißhandelt worden sei. Streicher behauptete, er und seine Frau seien von den Wachen – überwiegend farbige Soldaten – ausgezogen und dann gezwungen worden, nackt zu paradieren; man habe sie angespuckt und sogar brennende Zigaretten auf ihnen ausgedrückt. Nach solchen Torturen muß Dolibois für Streicher ein höchst willkommener Anblick gewesen sein; es war nämlich „Captain Gillen“, der Streicher in Augsburg abholte und ihn in seinem Jeep persönlich nach Luxemburg brachte⁵. Dolibois Rolle als Betreuungsoffizier hat also für Streicher fast unmittelbar nach dessen Gefangennahme begonnen.

Das Leben im Gefängnis war für den Frankenführer schwierig. Seine Mitgefangenen – lauter führende Nationalsozialisten – zeigten demonstrativ die Verachtung, die sie für ihn empfanden. Als Streicher nach seinem Eintreffen in Mon-

⁴ Adele Tappe-Streicher machte im Nürnberger Prozeß am 29. Mai 1946 folgende Aussage: Dr. Marx: „Wie kam es, daß Sie noch im April 1945 zu einer Eheschließung mit dem Angeklagten kamen oder gelangten? Haben Sie die Frage verstanden?“ Adele Streicher: „Ja. Julius Streicher wollte am Kampfe um Nürnberg teilnehmen. Ich wollte ihn begleiten, da gab er mir vorher seinen Namen. Wir wollten zusammen sterben.“ Dr. Marx: „Sie sind dann zusammen mit ihm von Pleickershof weg und begaben sich wohin?“ Adele Streicher: „Wir wollten ursprünglich nach Nürnberg, das wurde abgelehnt aus Angst vor Kompetenzschwierigkeiten. So fuhren wir Richtung München. In München wurden wir weiter verwiesen, Richtung Passau. Von Passau schickte man uns nach Berchtesgaden. Von Berchtesgaden schickte man uns nach Kitzbühel.“ Dr. Marx: „Wie kam es, daß die ursprünglich bestandene Absicht, gemeinsam in den Tod zu gehen, dann nicht in die Tat umgesetzt wurde? Was hat ihn dazu veranlaßt?“ Adele Streicher: „Ein Gespräch mit drei jungen Soldaten war der Anlaß dazu.“ IMT, XII, S. 426.

⁵ Dolibois berichtet, daß im Sommer 1945 eine Fotografie in der amerikanischen Armee zirkulierte, die einen nackten Streicher zeigte, mit einem über die Schulter geworfenen Militärmantel, von Schlägen geschwollenen Hoden, einer Stacheldrahtkrone auf dem Kopf und einem Schild mit der Aufschrift: „Julius Streicher, König der Juden.“ Dolibois-Interview, S. 31 ff.

dorf zum Abendessen im gemeinsamen Speisesaal erschien, drehten ihm die anderen Gefangenen den Rücken zu und verließen den Saal. Einige der Häftlinge fühlten sich durch Streichers Anwesenheit bei den Mahlzeiten so gekränkt, daß sie ein Komitee bildeten, das Oberst Burton C. Andrus – der sowohl in Mondorf wie in Nürnberg für Sicherheitsfragen zuständig war – ein formelles Gesuch überreichte, nicht im gleichen Raum wie Streicher essen zu müssen. Andrus lehnte das Gesuch ab und benutzte die Gelegenheit für eine seiner häufigen theatralischen Reden, diesmal an die versammelten Gefangenen, die er mit einer Predigt über den Lohn der Sünde bedachte⁶; ein Teil ihrer Bestrafung als „Naziverbrecher“ bestehe eben darin, das Brot mit Julius Streicher brechen zu müssen. Nur Robert Ley durchbrach die Mauer der Verachtung um Streicher und bot dem Mann eine freundschaftliche Hand, doch nach Leys Selbstmord in seiner Nürnberger Zelle war Streicher wieder völlig isoliert⁷.

Das Gefängnisleben brachte für Streicher aber auch deshalb Schwierigkeiten, weil er für seine irren Sexualfantasien kein Ventil mehr hatte. Seine berühmterbüchtigte pornographische Sammlung stand ihm nicht zur Verfügung, und Frauen gab es auch keine, was er als unerträglich empfand. Wiederholt verlangte er von Dolibois, Frauen in seine Zelle zu bringen, was in jedem Falle abgelehnt wurde. In Dolibois Worten: „Er war ein Lustmolch. Eine Unterhaltung mit ihm landete früher oder später immer beim Sex. Irgendwie kam sie dahin. Lüsterne Obszönität. Er dachte fortwährend daran . . . Er geiferte buchstäblich nach allem Sexuellen. Er gab damit an, ein großer Hurenbock zu sein.“⁸

Streichers Verhalten, als ihn Erika Mann, die Tochter Thomas Manns, in seiner Zelle besuchte, zeigte seine entarteten sexuellen Frustrationen und zugleich seine Einstellung zu der langen Reihe von Besuchen – Offizieren, Journalisten, Politikern –, die einen Blick auf die Gefangenen zu erhaschen suchten und nach seiner Meinung die Zellen des noblen Palasthotels in eine Art Zoo verwandelten. Erika Mann, die einen Artikel für die Zeitschrift „Liberty“ vorbereitete und in ihrem üblichen männlichen Aufzug – Hemd, Krawatte und Zigarillo – in Mondorf erschien, wurde an Captain Dolibois verwiesen, der sich pflichtgemäß, wenngleich etwas zögernd, anschickte, mit ihr die Runde durch die Zellen zu machen. An das, was während des Besuchs in Streichers Zelle geschah, erinnert er sich lebhaft und genau: „Streicher stand in der Zelle. Gewöhnlich drehte er der Türe den Rücken zu und stand mit gespreizten Füßen da; es war eine für ihn charakteristische Pose, forciert, aggressiv, eine Haltung in der Art von James Cagney. Ich machte die Tür auf und ging hinein . . . ; als er meine Stimme hörte, drehte er sich um, und dann sah er Erika Mann in der Tür stehen und wußte sofort, wer sie war. Er spreizte die Beine noch etwas weiter, kreuzte die Arme, lächelte höhnisch und

⁶ Dolibois-Interview, S. 41 f. Vgl. auch B. C. Andrus, *I was the Nuremberg Jailer*, New York 1969, S. 39.

⁷ Dolibois-Interview, S. 57 f.

⁸ Dolibois-Interview, S. 35, 42.

sagte: „Na, Sie sind also gekommen, um all die wilden Tiere im Zoo anzustarren“, und er sagte: „Dann können Sie auch gleich alles sehen!“ Dabei . . . ließ er seine Hose herunter und entblöbte sich. Erika Mann zeigte sich wenig erschüttert. Sie schnippte die Asche von ihrer Zigarre, drehte sich um und ging weiter zum nächsten Raum.“⁹

Unter diesen isolierenden und frustrierenden Haftbedingungen wandte sich Streicher, der sich hier nach einem von hektischer Aktivität bestimmten Leben wie ein Tier im Käfig fühlte, an „Captain Gillen“ mit der Bitte, ihm bei der Niederschrift seines Bekenntnisses zu helfen. Es stellt, technisch gesehen, ein Diktat dar, das im Laufe mehrerer Tage Wort für Wort vom Sohn des Reichsschatzmeisters Franz Xaver Schwarz geschrieben wurde, und zwar auf einer alten Schreibmaschine. Schwarz konnte mit einer Maschine nicht gut schreiben, und so finden sich im Originaltext etliche typographische Fehler. Es handelt sich um ein unredigiertes Manuskript, das zur Gänze in Captain Dolibois Gegenwart geschrieben wurde.

Streicher hatte viele Dinge im Auge, als er sein politisches Testament diktierte. Vor allem ist es eine Zusammenfassung seiner antisemitischen ideologischen Position, die sein ganzes politisches Leben geleitet hatte. Als eine solche Zusammenfassung ist es zugleich als Mahnung und Schenkung gedacht, richtungweisend für künftige nationalsozialistische Aktivität in Deutschland. Wie im politischen Testament Adolf Hitlers, das im Bunker der Reichskanzlei geschrieben wurde, als das Ende des Dritten Reiches herankam, so ist auch im Testament Streichers das zentrale Thema die Bedrohung durch das parasitäre Weltjudentum und seine internationale Verschwörung. Er verbindet den christlichen mit dem Kulturantisemitismus; dieses Motiv wird gleich zu Beginn angeschlagen, wo sich Julius Streicher daran erinnert, wie er in seiner Jugend zum ersten Mal die Erfahrung machte, daß die Juden ein hinterlistiges, abgefeimtes Pack seien, und zwar als ein jüdischer Reisender seine Mutter betrog. Und dann hörte er „in der Religionsstunde aus dem Munde des Pfarrers die Leidensgeschichte des Heilandes der Christenheit“, daß die Juden „sogar noch die Kreuzigung gefordert“ hatten und daß „das Wesen der Juden . . . ein absonderliches“ sei.

Streicher verfolgte aber noch einen anderen wichtigen Zweck, als er die Zusammenfassung seiner politischen Weltanschauung diktierte: er wollte sich gegenüber seinen Feinden in der NS-Bewegung rechtfertigen. Dabei hatte er in erster Linie Hermann Göring im Auge, nach seiner Überzeugung die entscheidende Figur unter den führenden Parteifunktionären, die seine Absetzung als Gauleiter verlangt hatten. Streicher hatte sich verständlicherweise nie ganz von der Demütigung erholt, die mit seiner Entlassung von den Funktionen eines Gauleiters durch Hitler im Jahre 1940 verbunden war, nachdem ihn das Oberste Parteigericht der Kor-

⁹ Dolibois-Interview, S. 42 ff. Göring war ebenfalls darüber empört, daß Erika Mann das Gefängnis besuchen durfte, und bezeichnete sie als „dieser Hermaphrodit, dieser Lackaffe, halb Frau, halb Mann“; Dolibois-Interview, S. 44.

ruption – im Zusammenhang mit der „Arisierung“ jüdischen Vermögens in Nürnberg – für schuldig befunden hatte¹⁰.

Außerdem fühlte sich Streicher mißverstanden, und zwar im Hinblick auf sein antisemitisches Hetzblatt „Der Stürmer“, das er von 1923 bis 1945 in Nürnberg herausgab und das Ende der dreißiger Jahre mit 600 000 den höchsten Auflagenstand erreichte¹¹. In seinem „Bekennnis“ suchte Streicher offensichtlich die Dinge ins rechte Licht zu rücken und den vielen Feinden, die ihm seine üble journalistische Tätigkeit eingebracht hatte, seine Haltung begreiflich zu machen. In der Einleitung erwähnt er jene „Kritiker“ und „fragwürdigen Zeitgenossen und Urteilsfälliger“, die sich „ihr Urteil . . . nicht durch eigene Kenntnisnahme gebildet“ hätten, „sondern durch ein gefälliges Nachschwätzen der Meinung eines Anderen“ (d. h. der Meinung Görings); sie sollten jetzt aufpassen. In seiner Antwort auf die Gegner des „Stürmer“ stellte Streicher im Grunde fest, daß jeder dann und wann Fehler mache, daß es aber darauf ankomme, seine Bereitschaft zum Kampf gegen das Weltjudentum und zu einer führenden Rolle in diesem Kampf auf Leben und Tod zu sehen und anzuerkennen¹².

Der Kritik von „Intellektuellen“ und anderen unproduktiven Gruppen hielt Streicher entgegen, daß „Der Stürmer“ sich an die breite Masse der „schaffenden Menschen“ gewandt habe, und der „schaffende Mensch“ sei „in seinen Gedanken

¹⁰ Streicher belog seine Vernehmer über seine Entlassung als Gauleiter. In einer Aussage vor John Brown Mason erklärte er am 19. Juli 1945: „Im Februar 1940 bat ich darum, als Gauleiter abgelöst zu werden. All die Jahre hatte ich keine Ruhe gehabt. Ich wollte die Geschichte meines Lebens schreiben.“ Siehe J. B. Mason, Interrogation Report, WD Historical Mission, Frankfurt/Main, 2. September 1945, Institut für Zeitgeschichte, München, Zs 2072, 4637/71. Die recht schmutzigen Fakten werden z. B. in einem Brief deutlich, den Streicher am 4. Januar 1940 an Heß richtete und in dem er seinen Streit mit Göring in allen Einzelheiten schilderte; Streicher war u. a. vorgeworfen worden, von Göring behauptet zu haben, er habe seine Tochter durch künstliche Samenübertragung gezeugt. In dem Brief verlangte Streicher ein Ehrengericht, das aus dem Obersten Parteirichter Walter Buch und den Gauleitern Franz Schwede, Erich Koch, Albert Forster und Martin Mutschmann bestehen sollte. Vgl. Der Oberlandesgerichtspräsident an Herrn Reichsminister der Justiz, Nürnberg, 8. Mai 1940, Lagebericht, Reichsjustizministerium, Bundesarchiv R 22/3381. Einen detaillierten Bericht über den Sturz Julius Streichers hat Dr. Benno Martin, Höherer SS- u. Polizeiführer in Nürnberg, im Frühjahr 1946 geschrieben (Mein Kampf gegen Streicher); als Anhang bei Dr. A. Wegner, Kurs Martin. Polizei einmal anders, Stadtarchiv Nürnberg und Institut für Zeitgeschichte, Ms 157, 4322. Vgl. auch D. McKale, The Nazi Party Courts 1921–1945, Lawrence, Kansas, 1974, S. 173 ff., und P. Hüttenberger, Die Gauleiter, Stuttgart 1969, S. 201 f.

¹¹ IMT, XII, S. 443, S. 372.

¹² Goebbels gehörte zu den schärfsten Kritikern des „Stürmer“. Zu diesem fortwährenden Kampf vgl. Streicher an Goebbels, 17. u. 23. März 1937, und Karl Holz, Stellvertretender Gauleiter und verantwortlicher Schriftleiter des „Stürmer“, an Ministerialrat (im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda) Berndt, 31. März 1937; Nachlaß Streicher, Bundesarchiv Al 29. Goebbels änderte seine Meinung während des Krieges. Er besuchte Streicher auf dem Pleickershof im Juni 1944 und drängte ihn, „in den Kreis der alten Parteigenossen wieder zurückzukehren“. Aussage Adele Streicher, IMT, XII, S. 423 f.

einfach und in seinem Fühlen groß“. Streicher war sicher, zur Aufklärung des deutschen Volkes über die jüdische Bedrohung einen großen Beitrag geleistet zu haben: „Der ‚Stürmer‘ hatte zum Herzen des deutschen Volkes den Weg gefunden.“ Selten hat wohl jemand die Aufnahme seiner Tätigkeit so falsch beurteilt.

Streichters Judenhaß durchtränkte sein ganzes Dasein, und sein Antisemitismus war tief verwurzelt. Dieses Vorurteil beherrschte seine Weltanschauung völlig; er war überzeugt davon, daß die jüdische Weltverschwörung als zentraler und entscheidender Faktor der Weltpolitik gelten müsse. Wie sein „Bekenntnis“ zeigt, stützte Streicher seinen Antisemitismus auf pseudowissenschaftliche Rassentheorien, die in der akademischen Welt wie im ganzen Bildungsbürgertum wenige oder gar keine Anhänger hatten¹⁸. Seine Definition von „nordisch“ wirkt geradezu komisch, wenn man an Streichters und der anderen NS-Führer Aussehen denkt. Der nordische Mensch, so behauptete er, gehöre einer „Blutsgemeinschaft“ an, deren Vertreter sowohl „edel gestaltet“ wie blond, blauäugig und hellhäutig seien, außerdem die Tugenden und das heroische Kriegerethos der Nationalsozialisten besäßen: „Todesmut, Beharrlichkeit, Wahrhaftigkeit, Treue, Gewissenhaftigkeit und Gestaltungskraft.“ Tatsächlich seien die nordischen Menschen das „auserwählte Volk“, zur Führung und zur Größe bestimmt, nicht etwa die Juden, die allerdings den Anspruch auf diese Auszeichnung in den Tagen des Moses erhoben und seither zum historischen Sammlungsruf ihrer Propaganda gemacht hätten. Fast alles habe der nordische Mensch entdeckt und erfunden, auch die Landwirtschaft und den Pflug. Streicher schrieb nordischem Einfluß außerdem alle bedeutenden Züge der alten Kulturen zu, einschließlich der Kulturen Persiens und des Nahen Ostens, von Griechenland und Rom ganz zu schweigen.

Die NS-Ideologie legte großes Gewicht auf das Natürliche und das Organische; der Glaube an den Sieg der Stärksten und der Tauglichsten verband Wissenschaft und Mensch, das Biologisch-Zoologische mit dem Menschlichen. Die Nationalsozialisten meinten, Verfall sei eine Folge von Rassenvermischung. So verhalte es sich, sagte der Frankenführer, auch mit der nordischen Rasse: „Hohes erhält sich nur in Hohem, Heiliges nur in Heiligem.“ Selbst die christliche Lehre wurde in diesem krausen ideologischen Gemenge uminterpretiert, indem sich die „Erbstünde“ in die „Sünde wider das Blut“ verwandelte. Das Ergebnis von Blut- und Rassenmischung sei notwendigerweise der Niedergang des nordischen Menschen gewesen, mit der dazugehörigen Transmutation seiner „Schöpferseele“ und der „Edelgestalt des Leibes“.

Offensichtlich war der Jude am Werk, das Reine zu verderben, wo immer er es fand. Laut Streicher zeichnen die Juden für nahezu alle negativen Erscheinungen und Entwicklungen der überlieferten westlichen Geschichte verantwortlich. Tat-

¹⁸ Eine umfassende Untersuchung dessen, was bei den Nationalsozialisten als wissenschaftliche Lehre und Forschung galt, bei M. H. Kater, *Das „Ahnenerbe“ der SS 1935–1945*, Stuttgart 1974.

sächlich folgt die Geschichte dem Auf und Ab jüdischer Machinationen. Nachdem die Juden den Untergang Roms verursacht und sowohl die Geschichte des Mittelalters wie die der frühen Neuzeit tief beeinflußt hatten, suchten die Juden dann, wie Streicher glaubte, dadurch Macht zu gewinnen, daß sie sich mit jeder revolutionären Verschwörung seit der Französischen Revolution verbanden. Dieser Anschlag auf alles Wertvolle und Gute der modernen Kultur erreichte dann einen neuen Höhepunkt mit dem Leben und der Lehre des Juden Karl Marx, der die verachtens- und verdammenswerte kommunistische Verschwörung ausbrütete. Hitler sah, so Streicher, schärfer als jeder andere den Zusammenhang zwischen Judentum und Bolschewismus, und ihn hatte die Vorsehung dazu berufen, den größten Kreuzzug der Weltgeschichte gegen die größte Brutstätte dieses zerstörerischen Bazillus zu führen, gegen Sowjetrußland.

Streicher fand es sehr ironisch, daß die Nationalsozialisten in Nürnberg auf der Anklagebank saßen, weil man ausgerechnet ihnen die Verfolgung einer Politik vorwarf, wie sie jüdisches Verhalten seit Jahrtausenden charakterisiert habe. Die Nationalsozialisten wurden der Aggression beschuldigt, während doch die Juden seit jeher in einer grandiosen Union von Religion und Politik nach „Weltherrschaft“ strebten. Schließlich habe schon Moses, wie Genesis 15 zeige, die Juden zur Eroberung der Welt aufgerufen: „Dein Same soll besitzen die Tore zur Welt.“¹⁴ Und Streicher fand es seltsam, daß man die nationalsozialistische Führung für Verbrechen gegen die Menschlichkeit verantwortlich machte, während doch abermals außer Zweifel stehe, daß die Juden mit solcher Politik begonnen hatten. Wiederum diente die Bibel als Streichers Quelle. Selbst die „Endlösung“ sei eine Erfindung der Juden. Habe nicht Moses (Deuteronomium 20) das Volk aufgefordert, seine Feinde mit Stumpf und Stiel auszurotten?

Streicher ist am kämpferischsten, wenn er seine politische Aktivität in den zwanziger Jahren beschwört. In diesem Abschnitt sind in der Tat die Leidenschaft, die Spannung und die Erregung der „Kampfzeit“ zu spüren. Einige Dinge treten klar hervor: seine Egozentrik, seine Manipulation etlicher historischer Fakten und seine Loyalität zu Hitler – eine Loyalität und Ergebenheit, die er bis zum Galgen bewahrte. Es ist faszinierend, wie Streicher seine politischen Anfänge schildert, die ihn vom Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbund zur Deutschen Werkgemeinschaft, von der Deutsch-Sozialistischen Partei zur NSDAP führten. Durchgehender Zug ist Streichers Überzeugung, daß er einer der größten Redner der Geschichte gewesen sei, im Grunde nur von Hitler übertroffen. Der Eindruck, den diese narzißtische Empfindung für die Anziehungs- und Verführungskraft der eigenen Stimme – ohne Zweifel eine Überkompensierung seiner ungewöhnlichen Klein-

¹⁴ Streicher schrieb Bibelstellen um, wenn es seinen Zwecken diente. Hier beruft er sich zu Unrecht auf Genesis 15; die fraglich Stelle findet sich in Genesis 12, bezieht sich auf Kanaan und lautet: „Da erschien der Herr Abram und sprach: Deinem Samen will ich dies Land geben.“

heit – macht, wird noch dadurch gesteigert, daß Streicher häufig behauptet, einer heroischen, fast messianischen Berufung gefolgt zu sein. Wenn er die frühen Jahre beschreibt, spricht er wiederholt von einer „inneren Stimme“, der er gehorcht habe, vom „Ruf des Schicksals“. Es ist evident, daß Streicher, als er Hitler zum ersten Mal reden hörte, eine Art religiöses Erlebnis hatte, fast eine Vision¹⁵. Diese intensive emotionale Bindung wuchs ständig, und es machte ihm Spaß, „einfachen Arbeitern“, den Proletariernmassen im vollgestopften Herkules-Saal – später auch den Bürgern –, sein antisemitisches Evangelium zu predigen.

Im vielleicht interessantesten Abschnitt seines „Bekenntnisses“ schildert Streicher den historischen Augenblick, in dem er sich mit seiner Bewegung in Franken dem Manne anschloß, den er fortan als Führer anerkannte, Adolf Hitler. Die Tatsache, daß Streicher längere Zeit wartete, ehe er seine Bewegung mit der Münchner NSDAP verschmolz, und daß ihn Hitler 1921 und 1922 noch mit einigem Mißtrauen betrachtete, wird nicht erwähnt. Tatsächlich gibt es bis jetzt überhaupt keine befriedigende Erklärung der Beziehungen zwischen den beiden Männern in jener Übergangsperiode. Klar ist aber, daß Streicher, nachdem er sich einmal entschieden hatte, Hitler mit Leib und Seele ergeben war.

Streicher stellte die Ereignisse des gescheiterten Putschversuchs vom November 1923 mit außergewöhnlicher Leidenschaft dar. Wo etwas los war, da war auch Streicher. Als ihn Hitler, während die Krise sich in der Nacht des 8. November verschärfte, mit der propagandistischen Arbeit, entsprechend dem raschen Gang der Entwicklung, beauftragte, stürzte sich Streicher mit Begeisterung in diese Aufgabe. Er schien überall gleichzeitig zu sein – bald sprach er zu den Soldaten der Kriegsschule, bald auf dem Marienplatz, bald an der Feldherrnhalle. Dieser herrliche Sohn des Volkes, der keine Furcht kannte und seine Tapferkeit im Weltkrieg mehrmals bewiesen hatte – als Soldat im 6. Bayerischen Infanterieregiment war er mit fünf Orden, einschließlich des Eisernen Kreuzes erster und zweiter Klasse, ausgezeichnet worden –, zeigte einmal mehr seinen Mut und seine Verwegenheit. Angesichts der Gewehre der „Reaktionäre“ und in dieser Schicksalsstunde mit schußbereiter Pistole an der Spitze der Marschkolonnen, führte Streicher, Hitler und Ludendorff den Wegweisend, jenen unglücklichen, doch berühmten Zug vom Bürgerbräukeller über die Isar ins Zentrum der Stadt. Rhetorisch gewiß ausgeschmückt, wird Streichers Geschichte doch von dem Historiker des Putsches, Harold J. Gordon, in allen Einzelheiten bestätigt¹⁶. Lediglich in der Schil-

¹⁵ IMT, XII, S. 336. Vgl. W. P. Varga, Julius Streicher. A Political Biography, 1885–1953, Diss. Ohio State University 1974, S. 30 f.

¹⁶ H. J. Gordon. Der Hitlerputsch, München 1972. Nach Gordon (S. 295) hat Hitler alle Propagandafunktionen Streicher übertragen. Am Morgen des 9. November hat Streicher, dem II. Bataillon (Roßbach) des SA-Regiments München attachiert, „in regelmäßigen Abständen auf dem Marsch durch die Stadt vor begeisterten Zuhörern Reden“ gehalten (S. 300). Streicher befand sich auch tatsächlich, mit gezogener Pistole, an der Spitze des historischen Marsches (S. 316, 321).

derung seiner Landsberger Haftzeit an der Seite des Führers hat Streicher etwas übertrieben. Tatsächlich ist er, nachdem sich der von den Vorgängen des 9. November aufgewirbelte Staub wieder gesenkt hatte, sehr bald aus Landsberg entlassen worden. Die Staatsanwaltschaft ermittelte gegen ihn, erhob dann aber doch keine Anklage¹⁷. Das war für den Frankenfürher ohne Zweifel eine Enttäuschung; sicherlich wäre er Hitler und den anderen Verurteilten gerne in die Landsberger Haft gefolgt, um so als Märtyrer für die Sache zu erscheinen.

Streicher sollte so sterben, wie er gelebt hatte – als unbedingt loyaler, fanatisch ergebener und gehorsamer Gefolgsmann Adolf Hitlers. Zwar eine niedrige Kreatur, konnte ihm doch nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches niemand Opportunismus vorwerfen. Im Nürnberger Gerichtssaal war er kein großspuriger Göring, kein auf sein Interesse bedachter Speer, kein militärischer Scharlatan wie Keitel, kein melancholischer Heß oder niedergedrückter Ribbentrop. Vom Anfang bis zum Ende, als Gauleiter von Franken, als streitbarer Herausgeber des „Stürmer“ und als Chronist des „Bekenntnisses“, blieb Julius Streicher stets ein abscheulicher, roher, pornographischer Verkünder des Mythos von der internationalen jüdischen Verschwörung. Es war charakteristisch für ihn, daß er noch unter dem Galgen von Nürnberg, Sekunden bevor er gehängt wurde, einen letzten, theatralischen Eid auf Hitler schwor.

Hitler seinerseits hat die Verdienste Streichers nie vergessen. Bekanntermaßen loyal gegenüber jenen, die ihm selbst eine animalische Loyalität entgegenbrachten, schämte sich Hitler darüber, daß der Frankenfürher als Gauleiter abgesetzt worden war und als Verbannter auf seinem Gut von der Gestapo beschattet wurde. Am Abend des 28. Dezember 1941, als seine Gedanken zurückwanderten, sagte Hitler:

„Über eines gibt es gar keinen Zweifel, daß Streicher niemals zu ersetzen ist. Trotz all seiner Schwächen ist er ein Mann, der Mut hat. Wenn wir die Wahrheit sagen wollen, müssen wir erkennen, daß ohne Streicher Nürnberg nie für den Nationalsozialismus gewonnen worden wäre. Er hat sich mir zu einer Zeit unterstellt, als andere noch zögerten, das zu tun, und er hat die Stadt unserer Parteitage vollständig erobert. Das ist eine unvergeßliche Leistung . . . Seine Fehler, die er machte, sind mit seinen anerkannten Verdiensten, die glänzend waren, nicht zu vergleichen . . . Diese Streicher-Sache ist eine Tragödie . . . Sein Name ist eingegraben in das Gedächtnis der Menschen von Nürnberg.“¹⁸

¹⁷ Gordon, *Der Hitlerputsch*, S. 423.

¹⁸ *Hitler's Table Talk 1941–1944*, London 1973, S. 153 ff.; die Stelle findet sich in dem deutschen Ausgaben der Tischgespräche Hitlers nicht und wurde deshalb rückübersetzt. Schon in „Mein Kampf“ (München 1925, S. 575) hat Hitler seine Dankbarkeit dafür zum Ausdruck gebracht, daß Streicher die Deutsch-Sozialistische Partei und damit die verwandte Gruppe in Franken zu einem strategisch wichtigen Zeitpunkt in die NS-Bewegung einbrachte. Vgl. Varga, *Julius Streicher*, S. 36 f., 125 f., 166 f.

DOKUMENT

Mein Bekenntnis

Motto: „Von der Parteien Gunst
und Haß verwirrt, schwankt sein
Charakterbild in der Geschichte“.

Friedrich Schiller.

Dummheit, Böswilligkeit und Feigheit gewisser Zeitgenossen hatten geglaubt, meine 25jährige Aufklärungsarbeit, die ich in Wort und Schrift geleistet habe, nach Inhalt und Form herabsetzen, mißdeuten zu können und zu müssen. Die meisten von diesen Kritikern haben ihr Urteil sich nicht durch eigene Kenntnisnahme gebildet, sondern durch ein gefälliges Nachschwätzen der Meinung eines Anderen. Diesen fragwürdigen Zeitgenossen und Urteilsfällern und all denen, die es wissen wollen, sei diese Niederschrift in des deutschen Volkes schwerster Zeit zum Nachdenken zugeeignet.

Mondorf in Luxemburg, Haus der Internierten.

Sommer 1945.

Julius Streicher

Ruf des Schicksals.

Ich war ein Dorfjunge von 5 Jahren gewesen, als ich zum ersten Mal das Wort „Jude“ vernahm. Ich hörte es aus dem Munde meiner Mutter. Bei einem Reisenden aus der Stadt hatte sie Stoff zu einem Anzug für den Vater nach einem vorgelegten Muster ausgewählt, bestellt und vorausbezahlt. Als dann die Sendung eingetroffen war, hatte der Stoff nicht die Farbe und Qualität des Musters. Meine Mutter sah sich betrogen und wir Kinder weinten mit ihr.

Als ich dann zur Schule kam und in der Religionsstunde aus dem Munde des Pfarrers die Leidensgeschichte des Heilandes der Christenheit erfuhr, erfüllte mich die Mitteilung mit Grauen, die Juden hätten angesichts des blutüberströmten Heilandes kein Mitleid empfunden, sich mit der Marterung des Gefangenen nicht zufrieden gegeben und sogar noch die Kreuzigung gefordert, obwohl der römische Statthalter Pilatus die Anschuldigung zurückweisen konnte, Jesus hätte mit seinem Kampf gegen das jüdische Pharisäertum ein Verbrechen wider die Strafgesetze begangen. *In jener Religionsstunde kam ein erstes Ahnen in mein Leben, das Wesen des Juden sei ein absonderliches.*

Im Jahre 1909 wurde ich aus meiner bayerisch-schwäbischen Geburtsheimat als Lehrer an die städtische Volksschule nach Nürnberg berufen. Zu jener Zeit war der Kampf um die Befreiung von der geistlichen Schulaufsicht mit besonderer Härte entbrannt, und da die Lehrerschaft glaubte, in der demokratischen Partei einen parlamentarischen Helfer gefunden zu haben, war es eine ganz natürliche Entwicklung, daß ich als Vertreter der Junglehrerschaft in der demokratischen Partei zu Worte kommen wollte. Ich hatte bald den inneren Widerstand überwunden und stand nun zum ersten Mal in meinem Leben an einem politischen Rednerpult. Ich sprach aus mir heraus, sprach so, wie eine innere Stimme mir zu sprechen befahl. Als ich mit meiner Rede zu Ende war, erhob sich ein Beifall, der meine Wangen erröten machte. Ein Teil der Zuhörer hatte sich dieser Beifallsbezeugung nicht angeschlossen. Sie schauten mich mit sonderbar fragenden Augen an. Es waren meist junge Rechtsanwälte gewesen. Die meisten

von ihnen sahen anders aus, als die Beifallspender. Als ich dann in später Nachtstunde nachdenklich nachhause ging, legte der blauäugige Prokurist des Bankhauses Cohn die Hand auf meine Schulter und sagte mit der ihm gewordenen Lebensweisheit: „Streicher, lassen Sie sich etwas sagen: Ich arbeite in einem jüdischen Geschäft. Ich habe Schweigen gelernt in Augenblicken, in denen mein deutsches Herz gerne gesprochen hätte, und ich rede oft in Augenblicken, in denen ich gerne schweigen möchte. Die Juden sind zwar klein nach der Zahl, sie sind aber groß in der Macht, die sie sich wirtschaftlich und politisch errungen haben, und diese Macht ist gefährlich. Sie, mein lieber Streicher, sind noch jung und ein Draufgänger und reden so, wie Ihnen der Schnabel gewachsen ist. Denken Sie aber immer daran, was ich Ihnen gesagt habe: Die Juden sind eine *Macht* und diese Macht ist gefährlich, sehr gefährlich!“

An diesen weisen Warner mußte ich in der Folgezeit oft denken und auch heute muß ich es wieder tun, im Haus der Internierten in Mondorf in Luxemburg. –

Schon bald nach Beginn des ersten Weltkrieges wurden Stimmen laut, die Masse der dienstpflichtigen Juden würde abseits der Front in der Etappe, noch mehr aber in den Kriegswirtschaftämtern in der Heimat, ihr Leben in Sicherheit gebracht haben. Der vom Kriegsminister im Jahre 1916 an die Heeresdienststellen ergangene Befehl, die Kriegsteilnahme der Juden nach Zahl und Art zu erfassen, mußte wieder zurückgezogen werden, weil die Judenschaft der kaiserlichen Regierung sagen ließ, die Durchführung jenes Befehls würde die Zeichnung der Kriegsanleihe in Gefahr bringen. Als ich jenes Geschehen inmitten des ersten Weltkrieges überdacht hatte, war die kindliche *Ahnung* von dem Vorhandensein einer Judenfrage abgelöst worden durch ein erstes, bedeutungsvolles *Wissen*.

Dieses erste Wissen vom Vorhandensein einer Judenfrage mehrte sich durch neue Erlebnisse. Schon im Sommer 1918 kamen aus dem Hinterland der Front immer wieder neue Gerüchte von einem angeblichen Heraufkommen eines politischen Gewittersturmes, der dem ersten Weltkrieg ein schnelles Ende bereiten würde. Die Schlagworte, die jene Gerüchte begleiteten, waren die gleichen, mit denen die Feindpropaganda die über den deutschen Schützengräben abgeworfenen Flugblätter anfüllte. Die deutsche Kriegsmoral, die deutsche Gesinnung, sollten zum endlichen Zerbrechen gebracht werden. Wer die heimlichen Schürer der Zersetzungpropaganda von diesseits und jenseits der Front waren, das kam mir augenfällig zum Bewußtsein, als am ersten Tag des Waffenstillstandes über die nun ungefährlich gewordenen Schützengräben hinweg ein Soldatenrat mit roter Armbinde und ein französischer Sergeant sich lächelnd die Hände reichten. Beide waren Juden gewesen. Der Wille eines Geistes hatte der deutschen Kriegsmoral den Dolchstoß gegeben, der in der Folgezeit aus dem Munde eines Juden Toller, eines Erich Muehsam und eines Kurt Eisner öffentlich sagen ließ, Vaterlandsverrat sei Heldentum und die Niederringung Deutschlands sei sein Werk gewesen. Ohne dies gewußt zu haben, marschierte die in den Schlachten des Weltkrieges unbesiegt gebliebene Armee, gehetzt von der Grausamkeit des Waffenstillstandsdictates und unter Aufsicht roter Soldatenräte in die Schande einer verratenen Heimat zurück.

Als das blutige Großverbrechen der Revolution geschehen war, legte sich dumpfe Verzweiflung wie ein riesiges Leihentuch auf das deutsche Gemüt und eine tiefe Sehnsucht nach einer starken, wieder ordnenden Hand erfüllte die Herzen derer, die noch zu hoffen wagten. Es sollte mehr als ein Jahrzehnt vergehen, bis dieses Hoffen wie in einem Wunder seine Erfüllung fand.

In dieses neue Deutschland, von dem marxistische Emporkömmlinge prophezeit hatten, es würde ein Reich voll von Schönheit und Würde sein, war auch ich aus dem ersten Weltkrieg zurückgekehrt. Und auch ich hatte mich mit Ekel von dem Geschehenen abgewandt und hatte geglaubt, abseits warten zu sollen, bis sich irgendein retten-

des Wunder vollzöge. Ich lebte wie vor dem Kriege der Aufgabe meines Berufes als Lehrer und Erzieher deutscher Jugend. In den Stunden der Erholung aber begab ich mich mit Farbe und Pinsel in ländliche Einsamkeit, um den Gott wieder zu finden, der die geschichtliche Größe deutscher Vergangenheit geschaffen hatte.

Da schrie eine Stimme in mich hinein: Du bist ein Teil Deines Volkes und wirst es bleiben auch in Augenblicken, in denen Du glaubst, keine Hoffnung mehr haben zu können. Du kannst nur weiter leben, wenn Dein Volk weiterlebt, und Du wirst mitversinken, wenn nicht auch Du mithilfst, den Abgrund zu überwinden! *Das war der erste Ruf des Schicksals an mich.* -

Gibt es eine Rassenfrage?

Irgendein Zufall führte mich an einem Dezemberabend des Jahres 1918 in die Gaststätte „Kulturverein“ in Nürnberg, in deren goldenem Saal sich wöchentlich eine Gemeinschaft von Bürgern versammelte. Der Diplomingenieur Karl Maerz, ein Mann edelsten Charakters und hohen Ansehens, war der Sprecher. Aus seinem Munde vernahm ich Darlegungen über die Judenfrage, die eine in mir bereits aufkommende Erkenntnis immer mehr der Klärung zuführten. Ich fing nun an, auch aufklärende Schriften und Bücher zu lesen. Als ich dabei den Urteilen begegnete, die große Männer des Altertums, des Mittelalters und der neuen Zeit über das Wesen des Judentums und sein Wirken im Völkerleben gefällt hatten, und als ich schließlich auch noch die jüdischen *Selbstbekenntnisse* kennengelernt hatte, war ich tief beglückt über die gemachte Entdeckung und ebenso erschüttert, weil ich nun erfuhr, daß es seit 4000 Jahren einen Weltfeind geben soll, der es fertig brachte, herein bis in die Gegenwart, getarnt mit der Maske eines „Gottesvolkes“, sein Unwesen zu treiben. Die Tür zur letzten Erkenntnis aber wurde mir aufgeschlossen durch das Bekenntnis des Juden Israel, der seiner Verdienste wegen als englischer Ministerpräsident zum Lord *Beaconsfield* geadelt worden war. In seinem Buch „Endymion“ bekennt er:

„Die Rassenfrage ist der Schlüssel zur Weltgeschichte.“

Hier also kommt aus dem Munde eines der größten der Judenheit die Feststellung, daß es eine *Rassenfrage* gibt und daß die Kenntnis dieser Frage den oft so geheimnisvollen Ablauf des Weltgeschehens aufzuhellen vermag. Mit diesem Schlüssel sollen nun für jene Leser meiner Niederschrift, die noch nicht einmal im Vorhof der Erkenntnis sich befinden, die bauenden und zerstörenden Kräfte im Weltgeschehen in einer kurzen Betrachtung sichtbar gemacht werden.

Was versteht man unter *Rasse*? Die Wissenschaft antwortet:

„Eine größere Lebensgemeinschaft von Menschen, die in ihrer körperlichen Gestalt und in ihrem geistig-seelischen Wesen *sich gleichen* und ihre körperlichen Merkmale und geistig-seelischen Eigenschaften in ihren Nachkommen *vererben*, heißt man *Rasse*.“

Die Wissenschaft hat ein halbes Dutzend menschlicher Rassen nachgewiesen, als die schöpferischste und damit wertvollste aber die *Nordische Rasse*. Als Nordische Rasse bezeichnet die Wissenschaft die Blutsgemeinschaft jener edel gestalteten, hoch gewachsenen, langschädelligen, blondhaarigen, blauäugigen und hellhäutigen Menschen, ausgestattet mit den geistig-seelischen Gaben des Todesmutes, der Beharrlichkeit, Wahrhaftigkeit, Treue, Gewissenhaftigkeit und Gestaltungskraft. Es ist jene Blutsgemeinschaft von Menschen, die den Ausleseprozeß (die körperlich und geistig-seelisch Untüchtigen gingen zugrunde) der vor 12 000 Jahren zu Ende gegangenen nordeuropäischen Eiszeit überstanden hatten. Diese Nordische Rasse schuf mit ihrem gottnahen Geiste der Menschheit unvergängliche Werte. Sie erfand die Zucht des *Getreides* aus

wildwachsenden Gräsern, die Zucht der *Haustiere*, sie erfand den *Pflug*, die Nutzbar-machung der *Erze* und offenbarte in ihrer Schöpferkraft ihre göttliche Bestimmung, die zur Führung *ausgewählte Rasse* zu sein.

Von dieser Nordischen Rasse zogen schon in grauer Vorzeit immer wieder Bauern-trecks hinab nach dem Süden und in den Südosten hinein, um Neuland zu suchen und wieder sesshaft zu werden. Wenn in der Folgezeit die Hochkulturen *Indiens*, *Persiens* und *Vorderasiens* zum Erblühen kamen und ein *Griechentum* und *Römertum* erstehen konnten, deren Schöpfungen in ihrer Schönheit und Gewaltigkeit auch noch in ihren Ruinen beglückend hereinstrahlen in die Gegenwart, so ist dies dem Schöpferwillen und der Gestaltungskraft der Nordischen Rasse zu danken.

Volk und Rasse sind *nicht* gleiches. Während eine Rasse eine Blutsgemeinschaft von körperlich und geistig-seelisch sich gleichenden Menschen darstellt, ist ein Volk eine Gemeinschaft von *Ungleichen*. In einem Volk gibt es groß- und kleingestaltete Men-schen, langschädelige und rundköpfige, solche mit heller, gelblicher und bräunlicher Haut, Menschen mit blonden, braunen und schwarzen Haaren und blauen, braunen und schwarzen Augen. Gleichermaßen ist auch ihr geistig-seelisches Wesen verschieden. Im Laufe der Jahrtausende sind die Nachkommen der Nordischen Rasse in den südlichen Völkern Europas in einem farbigen Rassengemisch fast ganz verschwunden, wäh-rend sie in den Völkern Nordeuropas noch in erheblicher Anzahl sich erhalten haben, so auch in Deutschland. Wenn die Deutschen noch heutzutage von anderen Völkern als „*Germanen*“ bezeichnet werden, so ist dies eine Erinnerung an die Zeit, in der der Germane als Nachkomme der Nordischen Rasse noch der letzte große Blutsquell war, aus dem andere Völker immer wieder neues Schöpferblut erhalten hatten.

Germanisches Blut ist es gewesen, das dem englischen Volk den körperlich so edel gestalteten und seelisch hochgemuten und in der Verfolgung seiner Ziele so zähen und beharrlichen Menschentyp schuf, der zwangsläufig zum Schöpfer des größten Impe-riums der Neuzeit werden mußte. Und wenn es sein konnte, daß nur in wenigen Jahr-hunderten in Nordamerika eine Neue Welt von solch ungeheurer Gestaltungskraft und Größe erwuchs, dann war auch dies die Tat von Menschen nordischer Gestalt und nordischer Seele.

Es ist ein uraltes bäuerliches Wissen: Der Nutzwert der *Haustiere* bleibt solange erhalten, solange die Hochzucht der Tiere erhalten bleibt. Ihre Leistung aber vermin-dert sich und auch ihr Aussehen, wenn eine Hochzuchttrasse mit Rassen schlechter Lei-stung gepaart werden. So ist es auch bei den Menschenrassen. Solange sich die Nordi-sche Rasse in ihrem Blute weiterzeugte, blieb ihre körperliche Edelgestalt erhalten. Aber auch das seelische Wesen und damit die Schöpferkraft des Geistes wurden in den Nachkommen weitervererbt. Mit dem Augenblick aber, als der Nordische Mensch da-mit begann, sein Blut mit anderen Rassen zu *mischen*, verlor sich in seinen Nachkom-men die Nordische Gestalt und das Nordische Wesen. Es ist ein Naturgesetz: Hohes erhält sich nur in Hohem, Heiliges nur im Heiligen. Wird die Schranke dieses Natur-gesetzes überschritten, beginnen die Rassen sich zu vermischen, dann versinkt der Eigenwert des Hohen und Wertvollen im Sumpf des Niederen, des Niedrigen und Wert-losen.

Es war der Teufel gewesen, der jenen legendären ersten Menschen Adam und Eva den Glauben beibrachte, der Mensch könne sein gleich Gott; weil sie der teuflischen Einflüsterung glaubten, verloren sie ihr Paradies. Der Teufel ist es auch gewesen, der die Lehre von der Gleichheit aller Menschen in die Welt setzte. In dem Augenblick, in dem die erste Vermischung Nordischer Menschen mit dem Blute anderer Rassen be-gann, geschah die erste Sünde wider das Blut, es wurde die *Erbsünde* geboren. Es kam die seelische Zerrissenheit und Unzufriedenheit und damit das Unglück unter die Men-schen.

Nun ist also das Geheimnis kein Geheimnis mehr, jetzt wissen wir es: Durch die Vermischung des Blutes der Nordischen Rasse mit dem Blute von farbigen Menschenrassen ist mit der Nordischen Edelgestalt des Leibes auch die Nordische Schöpferseele im Rassensumpf des Südens und des vorderen Asiens untergegangen. Mit dem Verschwinden der Menschen der Nordischen Rasse aus jenen Ländern mußten zwangsläufig auch deren Kulturschöpfungen ein Ende finden. Wenn also die Kulturen des Altertums nur noch als Trümmerstätten in unsere Zeit hereingekommen sind, so ist dies ein Zeugnis für das *Rassendrama*, das sich vor Jahrtausenden abspielte:

Der Untergang der Nordischen Rasse.

Madison Grant, der große Seher in den Vereinigten Staaten Amerikas, verkündete in seinem, im Jahre 1913 erschienenen Buch „Der Untergang der großen Rasse“, daß auch im Schmelztiegel Nordamerikas, in dem sich mit der Nordischen Rasse auch Menschen farbiger Rassen zu paaren begonnen haben, der schöpferische Mensch der Nordischen Rasse unrettbar im Rassensumpf versinke und mit diesem Versinken das große Licht zum Verlöschen komme, das die Menschen der Nordischen Rasse in die Neue Welt gebracht hätten.

Israel Lord Beaconsfield hat also recht, wenn er sagt, es gäbe eine *Rassenfrage* und daß man nur mit deren Kenntnis das Dunkel aufhellen könne, das uns die Weltgeschichte in gar manchem Geschehnis unverständlich erscheinen ließ.

Der Weltzerstörer

Das jüdische Volk ist aus dem Rassenchaos des vorderen Asiens hervorgegangen, wo Nordische Menschen auf ihrer Suche nach Neuland mit gelben, braunen und schwarzen Menschen zusammentrafen und ihr Blut mit diesen farbigen Menschen mischten. Dies bekennt der jüdische Gelehrte *Otto Weininger* in seinem Werk „Geschlecht und Charakter“. Er schreibt:

„Die Beimischung von *mongolischem Blut* gab vielen Juden eine gelbliche Hautfarbe und die Beimischung von *Negerblut* schuf die bei Juden oft anzutreffenden *wulstigen Lippen* und *gekräuselten Haare*“.

Es gibt kein Volk, in dem die Vielfalt der Vermischung so in Erscheinung tritt, wie beim Volk der Juden. Das jüdische Volk hat Blutsteile *aller* Rassen in sich aufgenommen, in großem Maße auch Blut von der Nordischen Rasse. Bei jeder Blutmischung findet auch eine Vermischung geistig-seelischer Werte statt. Die Vielfalt jüdischen Blutes schuf den körperlichen und geistig-seelischen Rassetyp, den wir *Jude* heißen. Die Vielfalt jüdischen Blutes bestimmte aber auch den ungewöhnlichen Weg, den das Judentum zu beschreiten begann, als es seine „Auserwähltheit“ zum göttlichen Gesetz erhob und damit jene *Absonderung* schuf, die dem jüdischen Volk seine Erhaltung als Volk und Rasse bis in die Gegenwart sicherte. Die Heilige Schrift der Juden, das Alte Testament, gibt darüber Aufschluß. Im Buch Mose, Kap. 17, wird berichtet, wie der Judengott Jave mit dem Stammvater des jüdischen Volkes, Abraham, einen Bund schloß, der zugleich ein Bund sein sollte für das gesamte Judentum für *ewige Zeiten*. Die Bundeserklärung lautet:

„Ich will aufrichten einen Bund zwischen mir und Deinem Samen und es soll sein ein *ewiger Bund!*“

Da der Bund für *ewige Zeiten* geschlossen und damit unauflösbar sein sollte, wurde ein ebenso unverlierbares *Bundeszeichen* beschlossen:

„Alles, was männlich ist unter Euch, soll *beschnitten* werden an der *Vorhaut*. Das soll sein ein *Bundeszeichen* zwischen mir und Euch.“

Kein Zweifel durfte aufkommen, daß nur die Beschnittenen als Bundesmitglieder anerkannt werden sollten. Es steht geschrieben:

„Und wer *nicht* beschnitten an der Vorhaut des Fleisches, des Seele soll *ausgerottet* werden.“

Mit dieser Festlegung der göttlichen Auserwähltheit schuf sich das Judentum ein Tarnkleid, das in außerordentlichem Maße zu der dem Judentum seitens des Christentums gewährten *Duldung* beitrug und dieses zu gewissen Zeiten sogar zur Verteidigung jüdischer Interessen veranlaßte.

Ein Volk, das sich zum auserwählten Volk Gottes erklärt, muß sich auch ein Lebensziel geben, das ungewöhnlich ist. Im ersten Buch Mose, Kap. 15, spricht Jave zu Abraham:

„Ich will Deinen Samen segnen und mehren wie die Sterne am Himmel und wie den Sand am Meer. *Dein Same soll besitzen die Tore zur Welt!*“

Die Tore zur Welt! Mit dieser Verheißung seines Gottes Jave wurde dem Judentum die Schaffung einer jüdischen *Weltherrschaft* zum Gebote gemacht.

Nachdem die Juden nach nahezu 500jährigem Aufenthalt Ägypten hatten wieder verlassen müssen, suchten sie das gelobte Land Canaan sich nutzbar zu machen. Es war ein Land, das von Bauern, die aus dem Norden gekommen waren, so blühend gemacht worden war, daß von ihm gesagt werden konnte, in diesem Land fließe Milch und Honig.

Über den Dank, den die Juden vor ihrem Abgang aus Ägypten ihrem Gastland erwiesen haben, wird im 2. Buch Mose, Kap. 12, berichtet:

„Alle Erstgeburt von dem ersten Sohn Pharaos an bis auf den ersten Sohn des Gefangenen im Gefängnis und dem Sohn der Magd in der Mühle wurden ermordet. *Es war kein Haus, darin nicht ein Toter war.*“

Ihr Führer aus Ägypten war Moses gewesen. Er hatte nicht versäumt, sein Volk zu verlassen, den Gold- und Silberschatz der Ägypter mitzunehmen.

Schon zu jener Zeit gab es in den Völkern ein Untermenschentum, das es mit den Juden hielt. Es steht geschrieben:

„Und es zog auch mit ihnen viel Pöbelvolk aus Ägypten und Schafe und Rinder.“

Dieses „Pöbelvolk“ war es dann gewesen, das bei dem Einfall ins gelobte Land Canaan für die Juden sein Blut hingab.

Der jüdische Gott Jave übernahm die Leitung des Kriegsrates für die Eroberung des Landes Canaan. Im 4. Buch Moses, Kap. 33, steht geschrieben:

„Und der Herr (Jave) redete mit Moses in dem Gefilde der Moabiter an dem Jordan und sprach: Wenn Ihr über den Jordan gegangen seid in das Land Canaan, so sollt Ihr *alle Einwohner vertreiben und alle ihre Altäre und Heiligtümer auf den Höhen vernichten*, auf daß Ihr das Land einnehmet und in ihm wohnt. Ihr sollet das Land austeilten durchs Los unter Eure Geschlechter“. Im 5. Buch Mose, Kap. 20, wird Jave noch deutlicher: „Wenn Du vor eine Stadt kommst, so sollst Du ihr Frieden anbieten. Antwortet sie Dir friedlich, so soll all das Volk, das darin gefunden wird, Dir *zinsbar* gemacht und untertan sein. Will die Stadt aber nicht friedlich mit Dir verhandeln, so *belagere* sie. Und wenn sie der Herr, Dein Gott, Dir in die Hand gibt, so *sollst Du alles, was männlich darin ist, mit des Schwertes Schärfe schlagen, Du sollst nichts leben lassen, was Odem hat*“.

Und die Juden taten, wie ihr Gott ihnen durch Moses hatte sagen lassen. Im 4. Buch Moses, Kap. 31, steht geschrieben:

„Und die Kinder Israel nahmen gefangen die Weiber der Midianiter und ihre Kinder, all ihr Vieh, all ihre Habe und alle ihre Güter raubten sie und *verbrannten mit Feuer alle Städte und alle Dörfer und nahmen allen Raub und alles, was zu nehmen war, Menschen und Vieh.*“

Der jüdische Feldmarschall Moses gab sich damit aber nicht zufrieden, denn es steht geschrieben:

„Und Mose ward zornig über die Hauptleute des Heeres und sprach zu ihnen: *Warum habt Ihr alle Weiber leben lassen? So erwürget nun alles, was männlich ist unter den Kindern, alle Weiber, die Männer erkannt und beigelegt haben; aber alle Kinder, die weiblich sind und Männer nicht erkannt haben, laßt für Euch (!) leben*“.

Zwei Fragen tun sich auf. Erstens: Kann ein Gott, der nur mit dem jüdischen Volk einen Bund geschlossen hat und diesem Volk die grausame Ausplünderung und Vernichtung anderer Völker befiehlt, gleichzeitig auch der Gott der Christen sein, der durch seine Priester die Nächstenliebe predigen läßt? Zweitens: Wenn es je „Kriegsverbrecher“ gegeben haben sollte, wo müßten dann deren Lehrmeister gesucht werden?

Im 5. Buch Mose, Kap. 11, gibt Jave den Juden die Verheißung:

„Alle Örter, darauf Eure Fußsohle tritt, sollen Euer sein, von der Wüste an und von dem Berge Lybanon und vom Wasser Euphrat bis ans Meer gegen Abend soll Eure Grenze sein. *Niemand wird Euch widerstehen können*.“

So ist es dann auch gekommen. Niemand widerstand den Methoden der jüdischen Kriegführung. Blühende Länder, Hochkulturen des Altertums sind zugrunde gerichtet worden und mit ihnen die Völker, die sie geschaffen hatten. Die *Rassenfrage* ist der Schlüssel zur Erkenntnis jenes Geschehens.

Als die Römer damit begonnen hatten, auf griechischem Boden ihre Schlachten zu schlagen, hatte der Wurm der Zersetzung im Volk der Griechen sein Werk schon vollendet gehabt. Wer von den Nachkommen der tapferen und schöpferischen Nordischen Rasse in diesem Lande den Bruderkämpfen der Stämme oder in den Perserkriegen sein Ende nicht gefunden hatte, zeugte sich schon seit langem weiter in Kindern, die Weiber minderen Blutes entsprungen waren. Die adeligen, in ihren Proportionen so schönen griechischen Körper und der ihnen innewohnende gottnahe Geist, waren zur Seltenheit geworden. Griechenland war zum Tummelplatz der Mischlinge und Juden geworden, an deren geistig-seelischem Unwesen seine Schönheit zwangsläufig zugrunde gehen mußte.

Aber auch das Volk der Römer befand sich schon seit langem im Zustand der Auflösung. Auch bei ihm hatten Bruderkämpfe und insbesondere der Vernichtungskampf gegen Karthago den Nordischen Menschen einen Aderlaß beigebracht, aus dem sich Rom nicht mehr erholen konnte. Die nun folgende Machtentfaltung bis tief nach Afrika und Asien hinein, konnte über die Zwangsläufigkeit des kommenden Untergangs nicht mehr hinwegtäuschen. Das Wissen von dem Anteil, den die Juden am Untergang des Nordischen Volkes der Römer hatten, ließ den großen deutschen Historiker *Theodor Mommsen* in seiner „Römischen Geschichte“ bekennen, die Juden im römischen Volk seien ein „Ferment der Dekomposition“ gewesen.

Als nun die gelobten Länder am mittelländischen Meer zu ungelobten geworden waren, richtete sich der jüdische Blick nach dem noch jungfräulichen Nordland, dem Lande der Germanen. Schon in den ersten römischen Kolonien am Rhein und an der Donau waren germanische Völkerschaften mit Juden in Berührung gekommen, die sich insbesondere als Lieferanten blonder Menschenware bis tief nach Asien und Afrika hinein reiche Geldgewinne zu verschaffen verstanden hatten. Aber erst das aufkommende Christentum öffnete dem jüdischen Volk endgültig das Tor zum Reich der Germanen. Der aus dem Instinkt heraus sich ergebende Abwehrwille der Germanen wurde nun niedergehalten durch die kirchliche Lehre, die Juden seien das auserwählte Volk Gottes und damit der Heilbringer der Menschheit. Wer sich gegen die Juden vergehe, vergehe sich gegen das Gebot der Nächstenliebe und damit gegen Gott.

Es konnte aber nicht ausbleiben, daß die vom jüdischen *Zinswucher* gepeinigten germanischen Menschen immer wieder zu blutiger Abwehr sich erhoben und jene Juden-austreibungen herbeiführten, die von Juden und Judengenossen noch heutzutage als Erscheinungen eines „finsternen“ Mittelalters hingestellt werden. Wenn nicht schon

zu jener Zeit die germanisierten Völker Europas sich von der jüdischen Ausbeutung und leiblichen und seelischen Vergiftung für immer zu befreien vermochten, so lag das an den Herrschern jener Zeit, an den Adeligen, Königen und Kaisern, zu deren Steuertreibern, Beratern und Leibärzten sich die Juden zu machen verstanden hatten.

Noch hausten die Juden in den selbst gewählten Getthos und noch hatten sie nicht erreicht, wonach sie ohne Unterlaß gestrebt hatten: Die Aufhebung der Judengesetze, die sie zu dem gestempelt hatten, was sie in Wirklichkeit waren, Volks- und Blutsfremde. Nur die Gewalt, der *Staatsumsturz* konnte ihnen den Weg endlich frei machen zum Aufstieg in die Schlüsselstellungen der Staaten. So kam es zu jenem ersten großen Staatsumsturz in Europa, zur französischen Revolution. Mit Recht rühmen jüdische Geschichtsschreiber die französische Revolution als eines ihrer größten Werke. Die französische Revolution brachte den Juden nicht nur die staatsbürgerliche Gleichberechtigung in Frankreich, sie hatte auch die Revolutionen der Jahre 1848/49 im Gefolge, durch die dann auch noch in den übrigen Groß-Staaten Europas die letzten Schutzgesetze, die gegen das Vordringen der Juden in das Staatsleben errichtet worden waren, zu Fall gebracht wurden. Das Wissen, daß die französische Revolution den Interessen der Juden diene, ließ *Wolfgang Goethe* in seinem „Jahrmart von Plunderweilern“ schreiben:

„Dies schlaue Volk sieht *einen* Weg nur offen,
Solang die *Ordnung* steht, hat's *nichts* zu hoffen“.

Nachdem das jüdische Volk es nun erreicht hatte, in den Völkern die Gleichberechtigung durchzusetzen, ging es daran, zu seiner Geldmacht auch noch die politische Macht an sich zu reißen. *Divide et impera* (‘Teile und herrsche’). Die Völker wurden aufgeteilt in nationale und antinationale, in konservative und liberale, in konfessionelle und freigeistige Parteien. In jeder Partei machten sich die Juden zu Drahtziehern und Nutznießern. Wo es sich als notwendig erwies, tarnten sich die Juden mit dem Tauschein irgendeiner Konfession. Damit schuf sich der Jude in jedem Volk die parlamentarischen Mehrheiten, wie er sie jeweils für seine politischen Zwecke brauchte. Diese Mehrheiten merkten nicht, in wessen Diensten sie ihre Abstimmungen besorgten. Die mächtigste Waffe aber schuf der Jude *Karl Marx* dem jüdischen Volk durch die Organisation der roten Internationale des Proletariats. Im Glauben, sich damit vom Weltkapitalismus zu befreien, setzt sich das internationale Proletariat unbewußt als Sturmtruppe der Revolutionen immer wieder für die Weltinteressen seiner eigenen Henker ein.

Wenn aber ein Volk noch Kräfte besitzt, die von innen her nicht niederzuringen sind, dann ist es der Aderlaß eines Krieges mit nachfolgender Revolution, der nun zur Anwendung kommt. Dr. Jonak von Freyenwald sammelte in seinem Buch „Jüdische Bekenntnisse“ über tausend Aussprüche von führenden Juden, in denen mit brutaler Offenheit zugestanden wird, daß der erste Weltkrieg nicht nur ein riesiges Geschäftsunternehmen der internationalen Großfinanz war, sondern auch ein Mittel, mit dem das, dem jüdischen Weltherrschaftsverlangen sich noch widersetzende, deutsche Volk in den Zustand der Ohnmacht gebracht werden sollte.

Die Abwehr, der sich die Juden in allen Völkern ausgesetzt sehen, wird „Antisemitismus“ geheißen. Juden und Judengenossen haben behauptet, der „Antisemitismus“ sei eine böswillige Erfindung der deutschen Nationalsozialisten. Der große Judenführer *Theodor Herzl* gibt darauf die Antwort. In seinem im Buchhandel erschienenen „Tagebuch“ schreibt er:

„Antisemitismus gibt es *überall*, wo Juden in größerer Zahl mit Nichtjuden zusammentreffen. In den Ländern aber, in denen es noch keinen Antisemitismus gibt, *wird er durch Juden hingebracht*.“

Mit diesem Bekenntnis gibt Theodor Herzl das *Vorhandensein einer Judenfrage* zu und er gibt damit auch zu, daß die sich in den Völkern ergebende Abwehr im Wesen des *Juden gesucht* werden muß. Solche Erkenntnis veranlaßte ihn, die *Zionistische Bewegung* ins Leben zu rufen, mit dem Ziel: Schaffung einer *Nationalen Heimstätte* für das gesamte Judentum.

Der Kampf beginnt

Mit solchem Rüstzeug des Wissens und Erkennens begab ich mich nun hinein in den Kampf. Sollte das deutsche Volk wieder zu einer Selbstbestimmung seines völkischen und nationalen Lebens kommen, dann mußte dieses Volk den *Feind erkennen*, der es ins Unglück stürzte, und es mußte erkennen, daß die Kraft zu seiner Wiedergeburt und damit die Kraft zu seiner Erlösung von der Fessel, in die es der Feind von Innen und von Außen her gelegt hatte, nur *aus ihm selbst* kommen könne.

„Kommt Alle!“ So schrienen blutrote Plakate immer wieder von Litfaßsäulen und Häuserwänden in die „Masse Mensch“ hinein. Und sie kamen alle. Das Herkules-Velodrom, das Versammlungshaus der marxistisch organisierten Arbeiterschaft, war angefüllt mit Menschen aus der Fabrik, mit Männern und Weibern, mit Alten und Jungen. Es sprach ein Abgesandter der Macher der Novemberrevolution, von denen jeder wußte, daß die ihnen gewordene Macht sich nur solange halten ließe, als es gelänge, das Proletariat beim Glauben zu halten. Beim Glauben, der Staatsumsturz hätte den Menschen in der Fabrik wirklich die Befreiung von kapitalistischer Verknechtung gebracht. Unter Tausenden von Unbekannten saß auch ich als Unbekannter. Es waren abgedroschene Schlagworte, wie man sie Tag für Tag in der marxistischen Presse lesen konnte. Es war eine wüste Hetze gegen alles Nationale und eine ordinäre Preisung des Vaterlandsverrates durch die „Internationale“. Man merkte dem Sprecher an, daß er selbst nicht glaubte, was er sagte, und darum ließ er die Herzen der Zuhörer kalt und ohne Bewegung. Und deshalb war auch der Beifall, der ihm am Schlusse zuteil wurde, kalt und gemacht.

Ich meldete mich zur „Diskussion“. Viele tausend fragende Augen waren auf mich gerichtet, als ich zur rot verhängten Tribüne hinaufstieg und zu sprechen begann. Ich weiß es nicht mehr, was ich gesagt hatte. Nie aber werde ich den Beifallssturm vergessen, der mich umtobte und mich hinausbegleitete bis in den Frieden einer sternübersäten Januarnacht des Jahres 1919.

Acht Tage später. Wieder der Ruf „An Alle“ und wieder Beifall für den Sprecher, ein bestelltes Aufeinanderschlagen weniger Proletarierhände. Und wieder meine Meldung zur Diskussion. „Ein Herr Streicher hat sich wieder zum Wort gemeldet! Sollen wir ihn sprechen lassen?“. Zuruf: „Sprechen lassen!“ Und ich sprach wieder. Kaum aber waren die ersten Worte aus meinem Munde gekommen, da kamen von den vordersten Stühlen her Protestrufe: „Schluß! Er ist ein Provokateur! Er ist ein Arbeiterfeind! Hinaus mit ihm!“ Und, angespien und beschimpft von einer aufgehetzten „Masse Mensch“, verließ ich nachdenklich das Haus, in dem ich acht Tage zuvor umjubelt worden war.

Es hatte sich aber in den Fabriken und Wirtshäusern herumgesprochen: „Hier ist Einer, der gibt nicht nach. Man hat ihn aus dem Saal geworfen, weil er sagte, die Arbeiter seien betrogen worden, sie laufen, ohne daß sie es merken, am Narrenseil des Kapitalismus herum und der Kapitalismus seien die Juden. So ganz unrecht hat er nicht damit.“

Und er kam wieder, dieser „Einer“. Als der rote Vorsitzende der Massenversammlung mir wieder einmal das Wort entziehen wollte, protestierten Hunderte von Zuru-

fen: „Abstimmen! Abstimmen!“ Es wurde abgestimmt. Die Mehrheit stimmte für freie Diskussion. Seit jenem Augenblick konnte ich nun Woche für Woche in den Versammlungen der Sozialdemokraten, der Unabhängigen, der Kommunisten und Spartakisten, immer wieder von Beifall unterbrochen, die mir gewordene politische Meinung – wenn auch nur in wenigen Minuten – von mir geben. *Die erste Saat war aufgegangen!*

Inzwischen war in Versailles das Diktat unterzeichnet worden, das Instrument des Hasses und der Rache, das dem Deutschen Volk für ewige Zeiten die Zwangsjacke der Versklavung und damit des nationalen und völkischen Unterganges bereiten sollte. Nun war *mein Tag* gekommen! Blutrote Plakate schrien es in die Stadt hinein:

„Kommt Alle“
300 Menschen,
die sich gegenseitig kennen und auf geheimnisvolle Weise
miteinander verbunden sind,
regieren die wirtschaftlichen Geschicke der Welt!
So bekennt der Großjude
Walther Rathenau!
Kommt in das Herkules-Velodrom!
Julius Streicher
wird das Geheimnis enthüllen,
er wird Euch sagen, wer die Männer sind,
die den schaffenden Menschen *aller Völker* versklaven!“

Und sie kamen, sie kamen Alle. Schon 2 Stunden vor Beginn der Versammlung war das Herkules-Velodrom mit Neugierigen überfüllt. Zehntausende hatten keinen Einlaß mehr gefunden und füllten den weiten Platz und die Straße, hinüber bis zum Hauptbahnhof.

Polizei zu Fuß und beritten war aufgeboten worden, um die Ordnung aufrechtzuerhalten. Ich war in hochgemuter Stimmung, als ich solches Geschehen durchschritt und dann, von Zurufen ermuntert, als Redner der *ersten* von mir einberufenen öffentlichen Versammlung das Herkules-Velodrom betrat. Und ich sprach. Sprach in freier Rede. „Weiter reden! Weiter reden!“ Ich sprach bis in die Mitternachtsstunde hinein, und als ich geendet hatte und schweißgebadet den Jubelsturm über mich ergehen lassen mußte, stieg aus meinem Herzen ein stilles Dankgebet zum Himmel empor. Ich fühlte es: nun war der Weg frei gemacht zum *Herzen* der Verführten, zum *Herzen* der Menschen in der Fabrik, zum *Herzen* des Volkes. Es war eine Bresche geschlagen in den Bau, den der Jude *Karl Marx* in den Gehirnen der schaffenden Menschen errichtet hatte.

Die zweite von mir einberufene Massenversammlung war von einem mit Bier und Zigaretten bestochenen Aufgebot von Terroristen gesprengt worden. Meine Rede endete in einer blutigen Saalschlacht.

Inzwischen hatte sich um mich bereits eine Gruppe von Männern zusammengefunden, die bereit waren, mich mit Einsatz ihres Lebens vor dem Terror politischen Verbrechertums zu schützen. Als in der dritten von mir einberufenen Massenversammlung wieder gekaufte Terroristen zur Sprengung antraten, wurden sie mit bereitgestellten Wasserschläuchen zu Türen und Fenstern hinausgespritzt. Diese kalte Dusche hatte zur Folge, daß nie mehr eine von mir einberufene Versammlung gesprengt wurde.

Der Pächter des Herkules-Velodroms aber hatte sich einschüchtern lassen. Er verweigerte mir für künftige Versammlungen den Saal. Das hatte wieder sein Gutes gehabt. Ich sprach nun im großen Saal des „Kultur-Vereins“. Dorthin wagten Leute zu kommen, die sich für zu fein gehalten hatten, im Saalbau der „Proleten“ zu erscheinen

und sich dort einer körperlichen Gefahr auszusetzen. Es waren Leute, die sich „Bürger“ hießen. Ihnen wurden nun wöchentlich (in für sie erträglicher Weise) Injektionen verabreicht, mit dem Erfolg, daß nun auch an den Stammtischen der „besseren“ Leute darüber diskutiert wurde, ob es nicht doch gut wäre, hin und wieder den Prediger des Neuen anzuhören.

Es verging keine Woche, in der ich nicht in einer öffentlichen Freitag-Versammlung oder in den Sprechabenden der gewordenen Treuschäften gesprochen hatte. So war gar bald eine Anhängerschaft von vielen Tausenden von Männern und Frauen herangewachsen. Die bekennermutigsten und aktivsten hatten sich bereits durch Eintragung in Mitgliederlisten als Gefolgschaft organisiert. Sie nannten sich „Deutsche Nationalsozialistische Arbeiter Partei“. Ihr sollten alle ehrlich schaffenden Deutschen angehören können, gleich welchen Standes und Berufes und gleich welchen Religionsbekenntnisses.

Der Stürmer

Die bürgerliche Tagespresse nahm keine Notiz von der in Nürnberg gewordenen Volksbewegung. Sie fürchtete geschäftlichen Schaden durch den Entzug der Inserate jüdischer Geschäftsleute. Daß auch die marxistische Presse sich ausschwig, war selbstverständlich. Bald aber wurden im marxistischen Lager Stimmen laut, die dagegen protestierten, daß man sich gegen die heraufkommende Gefahr nicht zur Wehr setze. Das Totschweigen wurde nun abgelöst durch gehässige persönliche Herabwürdigung und durch Bewitzelung meiner Reden. Die marxistische Presse erreichte aber damit das Gegenteil von dem, was sie erreichen wollte. Sie weckte die Neugier ihrer Leser und diese kamen immer zahlreicher in meine Versammlungen, um das von der roten Presse Geschriebene mit dem von mir Gesprochenen zu vergleichen. So wurde jüdisch-marxistischer Haß zur Propaganda für die, denen er schaden sollte.

Um nun doch eine Möglichkeit zu haben, auch durch ein Presseorgan in die Öffentlichkeit hinein zu wirken, schuf ich im Jahre 1920 mein erstes Wochenblatt „Deutscher Sozialist“. Ich war der alleinige Spender des Inhaltes. Dieser erhebliche Zuwachs an Arbeit wurde von mir neben meiner Berufstätigkeit als Lehrer und als Sprecher der Bewegung geleistet. Es waren oft nur wenige Morgenstunden gewesen, die mir zum Ausruhen zur Verfügung standen. Eine einfache Lebensweise und die wachsende Freude an dem Geschaffenen ließ für unmöglich Gehaltene möglich machen. Eigene Unerfahrenheit im Zeitungswesen und die Unanständigkeit des mit der Verlagsarbeit Betrauten hatten zur Folge, daß meine erste Zeitungsgründung nach etwas mehr als einjährigem Bestehen zusammenbrach. Das gleiche Schicksal erlitt der im Jahre 1921 geschaffene „Deutscher Volkswille“.

Im Frühjahr 1923 hob ich das Wochenblatt „Der Stürmer“ aus der Taufe. Ihm war das Glück beschieden, herein bis in das Jahr 1945, also über nahezu 25 Jahre hinweg, meinem Aufklärungskampf als scharfe und überaus erfolgreiche Waffe zu dienen. Es gab Zeiten, in denen die von meinem auf der Stätte unseres Kampfes nun gefallenen Mitarbeiter *Karl Holz* besorgten „Stürmer Sondernummern“ in Auflagen bis zu 4 Millionen in die Welt hinausgingen. Der „Stürmer“ hatte zum *Herzen* des deutschen Volkes den Weg gefunden, wie es keinem Blatt seiner Art je beschieden war. Das Volk selbst war zum Mitarbeiter geworden durch Lieferung von Stoff und durch seine uns immer wieder anfeuernde Mithilfe durch Verbreitung des Kampfblattes. Da standen plötzlich an Straßenecken deutscher Städte Männer und Frauen und boten den „Stürmer“ zum Kaufe an. Viele von ihnen wurden von Terroristen angespien und auch zu Krüppeln geschlagen. Zwei von ihnen sind an den Folgen ihrer Verletzungen gestorben.

Als die erste „Stürmer“-Nummer an die Öffentlichkeit hinausgehen sollte, weigerten sich die Zeitungsfrauen, aus Angst vor dem Terror, mein Kampfblatt ihren Zeitungsständen einzuverleihen. Da war ein junges Mädchen, das sich zu helfen wußte. Es ging von Café zu Café und – vielleicht dem Mädchen zuliebe – fand das angebotene neue Blatt reißenden Absatz. Da der Verkauf aber ohne gewerbliche Genehmigung erfolgte, griff die Polizei nach der mutigen kleinen Verkäuferin und erteilte ihr eine gelinde Strafe. Der „Stürmer“ aber war durch ein blondes, blauäugiges Mädchen in die Öffentlichkeit hineingeführt worden. Fürderhin waren Juden selbst zu Propagandisten geworden: Ihnen besonders peinliche „Stürmer“-Ausgaben kauften sie in Massen auf.

Bis der „Stürmer“ zu dem sich entwickelt hatte, was er dann geworden war, gab es noch gar manch andere drückende Sorge. Einmal waren die Schulden an die Druckerei auf RM 17 000 angewachsen. Es drohte der Zusammenbruch. Da kam Hilfe durch ein Geschehen, das man im Volke als „Wunder“ bezeichnen würde. Auf einer von Frauenhand geschriebenen Postkarte ohne Namen wurde ich für eine bestimmte Nachmittagszeit ans Tiergärtnerort bestellt. Die Neugierde ließ mich der geheimnisvollen Aufforderung Folge leisten. Da kam ein Mädchen mit 2 an den Seiten herabhängenden blonden Zöpfen auf mich zu und übergab mir einen dicken Brief. Die Frage nach ihrem Namen und nach dem Woher und Wohin beantwortete sie mit einem verbindlichen Lächeln. Als ich auf der Redaktion – es war ein kleines Zimmerchen in der Druckerei – den Brief öffnete, lagen vor mir auf dem Tisch 20 Tausendmarkscheine. Der „Stürmer“ war seiner Not wieder entwunden. Ich habe nach der Machtübernahme in öffentlichen Versammlungen wiederholt gebeten, der gütige Spender möchte sich melden, damit ich ihm vielleicht selbst helfen oder eine Freude machen könne. Jenes unbekannt geliebten Helfers und der kleinen Überbringerin von ehemals sei im Haus der Internierten in Mondorf in dankbarer Herzlichkeit gedacht.

Im Jahre 1935 starb mein damaliger Verleger W. H. in einem Nürnberger Krankenhaus. Ich hatte mit ihm keinen schriftlichen Vertrag geschlossen gehabt, und als er nun tot war, erklärte seine Witwe den „Stürmer“ als ihr Eigentum. Um nicht prozessieren zu müssen und das Weitererscheinen des Kampfblattes nicht in Frage zu stellen, kaufte ich für RM 45 000 mein Eigentum zurück. Das Geld hatte mir ein Nürnberger Geschäftsmann gegen Schuldschein zur Verfügung gestellt.

Die „Stürmer“-Arbeit wirkte auch weit über Deutschland hinaus und es ist kennzeichnend, daß mein Kampfblatt auch dort seine Nachahmer fand, sowohl in der Gestaltung des Inhaltes als auch in der Form, in der Art, in der er sich zu geben wußte. Es entstanden „Stürmer“-Wochenblätter in *Dänemark, Nordamerika, Südamerika, Südafrika, Indien, Japan und Mandschuko*.

Wenn vom „Stürmer“ gesprochen wird, muß auch jenes Mannes gedacht werden, der mit seinem begnadeten Zeichenstift sich als wertvoller Mitkämpfer erwiesen hat. „Fips“ war vom „Stürmer“ nicht mehr wegzudenken. Sein Lebensweg ist so ungewöhnlich wie der Augenblick, der ihn zum „Stürmer“ führte. Als Sohn eines Nürnberger Fabrikarbeiters trat er mit 16 Jahren als Freiwilliger des ersten Weltkrieges bei der Marine ein. Als „Roter“ Matrose wurde er am Ende des Krieges mit in die Revolution hineingerissen. Auf abenteuerlichem Weg kam er dann nach Triest. Nachdem er sich dort in einer Brauerei das Nötige erarbeitet hatte, fuhr er nach Argentinien, wo er auf einem weiten Landgebiet die Indianer beaufsichtigte, die die Viehherden des Besitzers, eines reichen Juden in Buenos Aires, zu besorgen hatten. In dieser weiten Einsamkeit der Fremde übte er sich mit einem Bleistift im Zeichnen. Dann fuhr er nach der großen Stadt hinüber und verdiente sich mit Karikaturen für die dortige Presse seine ersten Groschen als geborener Künstler. Die Sehnsucht trieb ihn dann mit der ihm gewordenen Frau und 2 Kindern nach Deutschland zurück. Die sozialdemokratische Zei-

tung „Fränkische Tagespost“ hatte ihn beauftragt, in einer Gerichtsverhandlung mich, den Angeklagten, mit seinem Zeichenstift zu verspotten. Als er nun aber zum ersten Mal mit eigenen Augen den Mann sehen und mit eigenen Ohren ihn hören konnte, den seine roten Auftraggeber haßten, ließ er mir durch den Gerichtsdiener eine Zeichnung übergeben. Mein Gegner, der demokratische Oberbürgermeister, war als Skelett mit hängendem Kopf dargestellt. Der vor ihm stehende jüdische Justizrat Süßheim beschaute ihn mitleidsvoll und sagte: „Bis auf die Knochen blamiert!“. Die „Stürmer“-Ausgabe mit dieser Zeichnung wurde beschlagnahmt, was zur Folge hatte, daß die nächste Auflage um ein Vielfaches anstieg. Seitdem zeichnete „Fips“ für den „Stürmer“ bis zum Frühjahr 1945. Ob auch er als „Kriegsverbrecher“ in Haft genommen wurde, ist mir in diesem Augenblick nicht bekannt.

Ich hatte nie ein Verlangen darnach, in meiner „Stürmer“-Arbeit von Angehörigen einer sog. „Intelligenz“ verstanden und anerkannt und in meinen öffentlichen Reden von ihr belobt zu werden. Ich wollte in meiner Aufklärungsarbeit den schaffenden Menschen in seiner Masse packen, mitreißen und ihn in seinem Herzen gewinnen. Der Mensch des Werktags ist in seinem Denken einfach und in seinem Fühlen groß. Er will, daß man so zu ihm redet, wie er selbst spricht und gerne reden möchte: Offen, ehrlich, ohne Hinterhalt! Zu solcher Art des Sprechens und Schreibens hatte ich auch meine Mitarbeiter am „Stürmer“ und in der Partei erzogen. Einer meiner besten Helfer war *Ernst Hiemer* gewesen, der nun auch der Ehre zuteil geworden ist, gefangengesetzt zu werden.

Wo Licht ist, ist auch Schatten, und wo gehobelt wird, fallen auch Späne. Es wäre unnatürlich gewesen, würde der „Stürmer“ nicht auch Fehler gemacht haben. Nur Menschen, die selbst ohne inneres Leben sind und unfähig gewesen wären, eine 25jährige „Stürmer“-Arbeit zu leisten, hängen sich kleinlich an dieses oder jenes Danebenhauen und gefallen sich darin, mit individuellem das Ganze und Große unbeachtet zu lassen. Diese Kritiker merken gar nicht, wie sie sich damit selbst ein Zeugnis der Kleinheit und Erbärmlichkeit ausstellen.

Die größte Anerkennung ist meiner Arbeit aus dem Munde des Feindes geworden. Nach meiner Gefangensetzung sagte ein jüdischer Polizeioffizier: „Sie haben mit Ihrem ‚Stürmer‘ eine ganze Welt zum Brennen gebracht.“

Adolf Hitler spricht!

„Haben Sie schon Adolf Hitler sprechen gehört?“ so wurde ich seit einiger Zeit immer wieder gefragt. Und als dies wieder einmal geschehen war, war es mir, als hätte das Schicksal wieder einen Ruf an mich gerichtet.

Es war an einem Wintertag des Jahres 1922. Da saß ich wieder einmal in einer öffentlichen Versammlung als Unbekannter unter Unbekannten. Ich saß in einer Massenversammlung im Saal des „Bürgerbräus“ in der Rosenheimerstraße zu München. Eine ungeheure Spannung der Erwartung lag über dem mächtigen Versammlungsraum.

Plötzlich kam der Ruf von außen her: „*Hitler kommt*“. Wie vom Strahl einer geheimnisvollen Kraft getroffen, erhoben sich die vielen Tausende von Männern und Frauen von den Stühlen, streckten ihren rechten Arm wie zum Segen empor, und wie der Schrei einer Urgewalt brauste immer wieder der Ruf „Heil Hitler“ dem Herankommenden entgegen. Mit Mühe bahnten ihm seine Begleiter den Weg durch die drängenden Menschenmassen.

Als er nun auf dem Podium stand und mit einem von Freude überglänzten Gesicht in die tobende Begeisterung hinabschaute, fühlte ich es, in diesem Adolf Hitler mußte etwas *Besonderes* sein! Der Sturm der Begeisterung war abgelöst worden durch eine wundersame erwartende Stille.

Nun sprach er. Erst langsam und kaum betont, dann aber immer schneller und kraftvoller und schließlich weiterwachsend zu großer Stärke. Was er sagte, war die Offenbarung einer tiefen Erkenntnis der Ursache, die das deutsche Volk in sein Unglück stürzte, und es war die Offenbarung eines tiefen Glaubens an den Gott, der aus der Kraft des deutschen Geistes und des deutschen Herzens heraus die Kette der Sklaverei brechen werde, wenn die Zeit gekommen sei. Es war ein ungeheurer Reichtum von Gedanken, die in einer mehr als 3stündigen Rede aus seinem Munde kamen, gekleidet in die Schönheit einer begnadeten Sprache.

Jeder fühlte es: Dieser Mann spricht aus einer göttlichen Berufung heraus, er spricht als Abgesandter des Himmels in einem Augenblick, in dem die Hölle sich auftat, alles zu verschlingen.

Und alle hatten ihn verstanden, mit dem Hirn oder mit dem Herzen, die Männer und auch die Frauen. Er hatte gesprochen für Alle, für das ganze deutsche Volk. Es war die letzte Stunde vor Mitternacht gewesen, als seine Rede ausklang in feierlicher Mahnung: „Arbeiter der Stirne und der Faust! Reicht Euch die Hände zu einer deutschen Volksgemeinschaft des Herzens und der Tat!“

„Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten!“ Noch nie zuvor hatte ich dieses Lied so innig flehend und so voll des Glaubens und der Hoffnung singen hören und noch nie zuvor hat mich der Gesang des „Deutschland“-Liedes so tief ergriffen, wie es geschah in jener Massenkundgebung, in der ich Adolf Hitler zum ersten Male sah und sprechen hörte. Ich fühlte es: In diesem Augenblick hatte mich das Schicksal zum zweiten Mal gerufen! Ich eilte durch die jubelnden Massen hinüber zum Podium und stand nun vor ihm: „Herr Hitler! Ich heiße Julius Streicher! In dieser Stunde weiß ich es: Ich kann nur ein Helfer sein, Sie aber sind ein Führer! Ich übergebe Ihnen hiemit die von mir geschaffene Volksbewegung in Franken.“

Fragend schaute er mich aus der blauen Tiefe seiner Augen an. Es waren lange Augenblicke gewesen. Dann aber ergriff er mit großer Wärme meine Hände: „Streicher, ich danke Dir!“

So hatte mich das Schicksal zum zweiten Male gerufen. Diesmal war es der größte Ruf in meinem Leben.

Die Nürnberger sind eigenwillige Menschen und darum waren sie nur Bayern gewesen, weil man sie mit weiß-blauen Grenzpfählen dazu gemacht hatte. Weil sie sahen, daß kein Mensch ohne Fehler sei, glaubten sie auch nicht an die Unfehlbarkeit des Papstes. Martin Luther fand bei ihnen eine besonders freundliche Aufnahme und als es galt, sich zu entscheiden, schlugen sie sich nicht zu den katholischen Habsburgern, sondern zum protestantischen Schweden Gustav Adolf.

Von ihrer Gesinnung hatten sie auch keinen Hohl gemacht, als Napoleon Bonaparte Deutschland in Fesseln legte und seine Statthalter das Volk schikanierten. Da war es der Nürnberger Buchhändler Friedrich Palm gewesen, der die Schrift verlegte „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung“ und der dann seines Bekennermutes wegen den Märtyrertod erleiden mußte, in Braunau am Inn, wo 85 Jahre später Adolf Hitler geboren wurde.

Die Franken waren nicht wenig erstaunt, als sie davon erfuhren, was sich in München zugetragen hatte. Manche sagten, ich hätte Franken an die Jesuiten verraten und andere wieder fragten, ob ich denn wirklich glaube, von einem geborenen Österreicher könne Gutes kommen. Die 150%igen Nürnberger aber schimpften, es hätte umgekehrt sein sollen, nicht die Nürnberger hätten nach München, die Münchener hätten nach Nürnberg kommen müssen.

So war die Aufnahme Hitlers in der ersten öffentlichen Versammlung in Nürnberg noch nicht eine überfreudige. Das Mißtrauen gegen den „verkappten Jesuiten“ Adolf Hitler, der seine Weisungen direkt aus dem Vatikan beziehe, hatte aber schon bald der

Überzeugung Platz gemacht, daß hier kein „Österreicher“, kein „Vatikanist“ und auch kein „vom Großkapitalismus ausgehaltener Provokateur“ spreche, sondern ein Mann aus dem Volk, der das Herz auf dem rechten Fleck hat und der mit seinem klaren Kopf weiß, was er will. So war das erste Auftreten Adolf Hitlers in Nürnberg ein großer Erfolg gewesen: *München und Nürnberg hatten sich mit dem Herzen verbunden! Die Brücke nach Norddeutschland war geschlagen!*

Überall in Deutschland hebt nun ein Erwachen an. Arbeiter der Stirne und der Faust werden zu Predigern, Männer, die nie in ihrem Leben daran gedacht hatten, daß sie es einmal wagen würden, öffentlich zu sprechen. Von dem Namen Adolf Hitler ging eine wundersame Kraft aus, sodaß auch solche nun zu seinen Jüngern wurden, die den Menschen Adolf Hitler noch nie gesehen hatten. Es ist eine Bewegung der Herzen, die alle erfaßt und die auch die Frauen zu treuen, aufmunternden Helfern macht. Die Jugend aber reiht sich ein in die braune Front und strahlt mit lachenden Augen das Glück aus, das dem deutschen Volk zu werden beginnt.

Über Deutschland lag zu jener Zeit eine furchtbar drückende Stimmung. Von Außen her höhnte ein unerbittlicher Feind, der angeblich im Jahre 1919 mit dem deutschen Volk „Frieden“ geschlossen hatte, und im Innern des verstümmelten Reiches tobte sich der Teufel aus. Deutschland war *zinsbar* gemacht worden von der „Hand Juda“. Seine Arbeit auf dem Acker und in der Fabrik galt nur noch der Beischaffung des Tributes für die Besieger und Versklaver. Aber, wie gerne würde das deutsche Volk wieder gearbeitet haben, hätte es nur eine Möglichkeit dazu gehabt. Die Maschinen lagen still, weil die Rohstoffe fehlten, und wo sie da waren, durfte nicht gearbeitet werden, weil die Drahtzieher des Massenstreiks es so haben wollten. Von Außen her störte die Blockade die Zufuhr, und was der deutsche Acker erzeugte, reichte nicht für Alle. Die Säuglinge griffen vergeblich nach der Brust der Mutter, sie war leer. Viele hunderttausende Männer, Frauen und Kinder starben an Unterernährung, sie starben den Hungertod.

Der Dollar war zum König erhoben worden. Die deutsche Mark fiel, fiel von einem Tag zum andern. „Proleten“ waren über Nacht zu Millionären geworden, und schließlich mußte man das, was man gestern noch mit 1 Million erstehen konnte, heute mit 1 Milliarde und morgen schon mit 1 Billion bezahlen. Der Teufel hatte seine Narrenkappe aufgesetzt. Und die Getriebenen, Gehetzten wußten diesen Teufel nicht zu erkennen.

Ungewaschen, mit zerschlissenem Gewand und verfinsterten Gesichtern wälzte sich die gepeinigste „Masse Mensch“ durch die Straßen und suchte den Peiniger und fand ihn nicht. Eine ungeheure Gewitterschwüle lag über Deutschland. Einer sagte es zum andern und alle sagten es einander nach: „So kann es nicht mehr weitergehen, es muß etwas kommen und schon bald, lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende.“ Die aber, die wieder zu glauben angefangen hatten, schauten hoffend hinüber nach München mit der bangen Frage: Ist es schon soweit, kann er schon wagen, was früher oder später doch gewagt werden muß?

Hitlers Rettungsversuch (Der Marsch an die Feldherrnhalle)

Es war ein trüber, feuchtkalter, nebelverhangener Tag, als ich im Wagen eines Freundes nach München hinüber fuhr, um mit dabeizusein. Man schrieb den 8. November 1923. Adolf Hitler hatte gerade im Saal des „Bürgerbräukellers“, wo sich eine satte, bürgerliche Welt versammelt hatte, um den Staatskommissar v. Kahr im Schutze eines großen Polizeiaufgebotes anzuhören, einen Alarmschuß abgegeben. Unbehindert

durchschritt er die zu Tode erschrockene Versammlung und verkündete nun in klaren, von tiefem Ernst und tiefer Entschlossenheit getragenen Worten den Beginn der „Nationalen Revolution“.

Wie eine Erlösung lag es über der Versammlung, als Herr von Kahr seine Hand in die Hand Adolf Hitlers legte und seine Mithilfe versicherte. Sein Polizeiminister tat das gleiche. Die Versammlung löste sich auf und verlor sich in der Novembernacht. Herr von Kahr aber saß lange noch am Tisch eines Nebenraumes mit General *Ludendorff* und *Adolf Hitler* zusammen, und als er sich dann nach gegebenem Ehrenwort an seinem Wagen verabschiedet hatte, war es mir wie ein Stich ins Herz gegangen: „Hitler! Hast Du den Blick seiner dunklen Augen gesehen? Er ist ein *Meinödniger*, er ist *Verräter!*“

Wir waren auseinandergegangen, und als ich in der Mitternachtsstunde wieder den Raum betrat, in dem der General und der Gefreite des Weltkrieges berieten, sah ich die Sorge auf ihren Gesichtern. Und dann übereilten sich die Nachrichten. Als Hitler in der 2. Stunde nach Mitternacht von einer Erkundungsfahrt in die Stadt zurückgekehrt war, war es zur Gewißheit geworden: Das Ehrenwort war gebrochen, die gewollte Tat verraten! Durch die Polizeireviere und Kasernen gingen die Befehle, unterzeichnet von Herrn von Kahr.

Gegen die dritte Stunde nach Mitternacht hielt ich eine Ansprache an die für den Beginn der „Nationalen Revolution“ unter ihrem Kommandeur *Robert Wagner* bereiten Soldaten der Kriegsschule. Jugendliche Begeisterung lag auf den Gesichtern, als ich geendet hatte. Von einem Balkon herab hatte Adolf Hitler zugehört, und als mich sein Blick traf, legte sich ein tiefes Weh auf mein Herz.

Als die erste, noch trübe Morgenhelle des 9. November 1923 durch die Fenster des „Bürgerbräukellers“ kam, machte ich Hitler den Vorschlag, es noch mit einer Aufpeitschung der Massen zu versuchen. Er diktierte einen Befehl in die Maschine, der mir die nun zu machende Propaganda übertrug. In gehobener Stimmung fuhr dann eine mit SA-Leuten besetzte Wagenkolonne in die Stadt hinein. Auf dem Platz vor der Marxisten-Zeitung „Münchener Post“ hielt ich meine erste Ansprache: „Die nationale Revolution rast durchs Land. Jetzt gibt es keine Parteien mehr, es gibt nur noch Deutsche. Arbeiter der Stirne und der Faust! Reicht Euch die Hände! Brecht die Kette der Sklaverei, in die uns der Weltkapitalismus der Juden und ihrer Helfer gebracht hat! Deutschland erwache!“

Das Unerwartete geschah: Die Tausende, die auf dem roten Platz standen, sangen mit uns das Deutschlandlied.

Auf den Bauplätzen eilten die Arbeiter herbei, aus den Geschäftshäusern die Angestellten, und wer des Weges kam, ging nicht weiter, jeder wollte wissen, jeder wollte hören. Es war ein erhebendes Gefühl, zu erleben, wie das *Volk* sich anschickte, denen beizustehen, die der Schande und dem Elend den Todesstoß versetzen wollten.

Es war die 12. Stunde des Mittags, als ich auf dem weiten Raum vor der Feldherrnhalle, inmitten von Zehntausenden jubelnder Menschen, meine Rede beendet hatte. Ein Sonnenstrahl hatte eben die düstere Wolkenwand durchbrochen gehabt und hatte eine von der Theatiner-Kirche herübergeflogene rotbraune Taube noch roter gemacht. Wie eine Vorahnung kam es aus meinem Munde: „Seht die Taube dort oben! Es ist, als künde ihr blutrotes Kleid die Schwere des kommenden Augenblickes“.

Eine Stunde später lag die Hakenkreuzfahne, die während meiner Rede sich neben mir befunden hatte, im Blute derer, die sie getragen hatten. Sie wurde zur „Blutfahne“ der Bewegung.

Als wir nun in schneller Fahrt dem „Bürgerbräukeller“ zueilten, standen bereits die Tausende, die den Marsch in die Stadt antreten sollten, bereit. Ich begab mich nach rückwärts in die 4. Reihe. Als wir der Ludwigsbrücke näherkamen, eilte ich an die

Spitze des Zuges. Die Polizeileute, die ihre Gewehre zur Abwehr angelegt hatten, wurden überwältigt. Nun blieb ich an der Spitze des Zuges. Hinter mir war die „Blutfahne“ und in der 1. Reihe nach ihr befanden sich *Erich Ludendorff* und *Adolf Hitler*. Es war ein fast feierlicher Schritt, den wir marschierten.

Zu beiden Seiten der Straße standen die Menschen zu Mauern angestaut. Männer mit ernstem, fragendem Blick und Frauen mit Säuglingen auf den Armen. Viele hatten den rechten Arm zum Gruß erhoben. Man sah Tränen der Freude und auch Tränen des ahnenden Wissens, daß irgendwo der Tod warte auf diesen oder jenen von uns. Die Jungens und Mädels aber, die uns am nächsten standen, schrien aus Leibeskräften: „Heil Hitler“, „Heil Ludendorff“ und „Deutschland erwache!“. Von den Fenstern herab schauten manche Staatsbürger ohne innere Bewegung. Für sie war dieser Zug ein Ereignis, von dem man aus Neugierde Kenntnis nimmt, um dann wieder zur geschäftlichen Tagesordnung überzugehen. Von vielen Fenstern hingen Fahnen herab mit dem Hakenkreuz auf weißer Scheibe und rotem Grunde: Hitlerfahnen!

Als der Zug zum Max Josephsplatz eingebogen war und dann mit dem Blick auf die Ludwigstraße weiter marschierte, wußte es ein jeder, daß es nun galt, das Herz fest in die Hand zu nehmen: Von der Residenz bis hinüber zur Feldherrnhalle sperrte eine graue Menschenmauer von Polizeisoldaten mit zum Schuß bereit gemachten Gewehren den Ausgang zur Ludwigstraße! Wir sahen die Gefahr und wußten, daß es doch kein Zurück mehr geben könne. Wie die geheimnisvolle Kraft eines ungeheuren Magneten zog es uns an und eine innere Stimme befahl: Weiter! Weiter!

Mit dem Revolver in der Hand war ich der Mauer entgegengesprungen: „Schießt nicht! Hinter uns sind Ludendorff und Hitler!“ Da krachte schon die erste Salve in die Straße hinein. 16 Tote lagen auf dem Pflaster. Die Toten der „Ewigen Wache“! Die Hakenkreuzfahne, die ihnen vorausgezogen war, hat in ihrem Blut die Weihe empfangen.

Die Gewehre verstummten und als der letzte Schrei „Mörder“ verklungen war, legte sich eine entsetzliche Stille über die Straße.

Adolf Hitler saß aufrecht in seinem Wagen, mit der Hand des rechten Armes seinen ausgefallenen linken Arm haltend; neben ihm aber lag ausgestreckt auf einer Bahre ein blutendes Kind. So verließ er den Platz, aus dessen Blut sich dereinst das Mahnmal an der Feldherrnhalle erheben sollte: „Und sie haben doch gesiegt!“

Noch in der Nacht des gleichen Tages wurde ich im Zuge auf der Fahrt nach Nürnberg von Kriminalbeamten verhaftet und in ein mittelalterliches Verließ eingesperrt. Viele Tausende von Menschen hatten sich auf dem Bahnhofplatz in Nürnberg versammelt, und als ich den Gefangenenwagen bestieg, wollte der Ruf kein Ende nehmen: „Streicher Heil! Heil Streicher!“

Als ich die langen Stunden des Nichtruhenkönnens in meiner Gefängniszelle auf und abschnitt, sah ich plötzlich in einer dunklen Ecke die mit rotem Stift geschriebenen Worte: „Hab Sonne im Herzen, obs stürmt oder schneit!“ Wie gerne würde ich diesem Spender jener Aufmunterung die Hand gedrückt haben! Der alte Trotz des lachenden Ertragens war wieder in mich gekommen. Und als dann noch aus irgendeiner Nachbarzelle das von einer Frauenstimme gesungene Lied „Wo die Alpenrosen glühen“ in meine Einsamkeit geklungen war, hätte ich so gerne dieser Sängerin die roten Rosen hinüber gegeben, die treue Liebe über die kalte Hand eines Gefängniswärters mir hatte zukommen lassen.

„Sie sind frei! Ich habe Befehl, Ihnen zu sagen, Sie müssen sich sofort, ohne Aufsehen zu erregen, nachhause begeben!“ Ich hatte mich in Gedanken schon als „Hochverräter“ in einer langjährigen Gefängnisstrafe gesehen und nun diese Überraschung! Wie ein Vogel, der der Freiheit längst entwöhnt ist, suchte ich erst zur Besinnung zu kommen. Dann aber eilte ich die steinernen Treppen empor, hinaus in die Nacht des

10. Novembers 1923. Plötzlich der Ruf: „Heil Streicher!“ Schon nach wenigen Augenblicken stand ich inmitten freudig bewegter Frauen und Männer. Und schon im nächsten Augenblick stand ich auf einem Tisch, droben im berühmigten Saale des „Beckengartens“. „Hitler lebt! Das Blut ist nicht umsonst geflossen!“ Dann eilte ich nachhause zu den Kindern und deren Mutter.

Als ich eben beim Mittagessen saß, rief es durchs Telephon: „Die Straßen sind voller Menschen, sie rufen immer wieder Ihren Namen!“ Ich konnte mich nicht mehr halten, sprang in den Wagen und fuhr in die Stadt, vorbei an den Plakaten, auf denen das Standrecht verkündet war. Und sprach vom Wagen herab zu den sich durch die Königstraße schiebenden Massen. Es hätte nur noch eines Wortes bedurft, und der Sturm wäre losgebrochen. Das war der 11. November 1923.

In Landsberg

Ich floh aus der Stadt. Als ich wieder einmal mit Gesinnungsgenossen mich zu heimlicher Beratung zusammengefunden hatte, wurde ich verraten, verhaftet und nach Landsberg gebracht. Hier war ich Zellennachbar von dem Parteigenossen *Amann* und Major *Hühnlein* und noch vielen anderen.

Weil ich zum Guckloch der Zelle, in der in der ersten Zeit seiner Gefangensetzung Adolf Hitler untergebracht war, „Heil Hitler“ hineingerufen hatte, wurde ich mit Entzug des Rundganges im Gefängnishof bestraft. Der Direktor wollte nicht begreifen, wie ein gebildeter Mensch sich solch einer Disziplinlosigkeit schuldig machen könne.

Aus der Regierung in München war dem Gefängnisarzt in Landsberg nahegelegt worden, Adolf Hitler für *geisteskrank* zu erklären. Der Arzt weigerte sich, wurde in Pension geschickt und ist dann als anständiger Mensch gestorben. Hitler hat wiederholt sich dieses Gefängnisarztes erinnert und mit großer Achtung von ihm gesprochen.

Im Gefängnis schrieb Adolf Hitler sein großes Bekenntnis: „Mein Kampf“.

Existenzvernichtung und Ehrabschneidung

Die Partei war seit dem 9. November aufgelöst und das öffentliche Werben für sie verboten worden. So war es eine freudige Überraschung, als mir im Frühjahr 1924 die Wahl zum Abgeordneten des Bayerischen Landtags die Möglichkeit einbrachte, im Schutze der Immunität von der Tribüne des Parlaments herab meine nationalsozialistische Überzeugung kundmachen zu können. Ich kam mir in diesem Hause vor, wie ein Hecht in einem Teich mit fettgewordenen Karpfen.

Unter den sozialdemokratischen Abgeordneten befand sich ein rassistisch besonders gut aussehender, der den Mut besaß, mich beim Verlassen des Landtagsgebäudes zu überfallen. Als er nach der nationalsozialistischen Machtübernahme, im Jahre 1933, arbeitslos geworden war, sorgte ich dafür, daß ihm das Amt eines Leiters des Fremdenverkehrs in Nürnberg wieder zugeteilt wurde.

Der Jude Alberti-Sittenfeld hat im Jahre 1883 in der Zeitschrift „Gesellschaft“ geschrieben:

„Wer es wagt, gegen die Juden den Kampf aufzunehmen, dem werden sie den Boden der Existenz entziehen und mit viehischer Brutalität und mit den niedrigsten Mitteln solange bekämpfen, bis ihm die Nerven versagen und er den Kampf aufgibt.“ Ich mußte gar bald erfahren, daß er die Wahrheit bekannt hatte. Im bayerischen Landtag fand sich gegen mich eine Mehrheit aller Farben und Bekenntnisse zusammen; sie hob meine Immunität auf, damit die Regierung meine Disziplinierung durch

Amtsenthebung besorgen konnte. Ich wurde dann vom Disziplinargericht, das selbst unter einem Zwange stand, zur Entlassung aus meinem Amte als Lehrer verurteilt. Die Urteilsbegründung war sehr anständig gewesen.

Immer wieder wurde ich nun vom Staatsanwalt wegen „Gotteslästerung und Religionsvergehen“ unter Anklage gestellt. Die Juden hatten es erreicht, daß ihnen der Schutzparagraph der christlichen Bekenntnisse zugebilligt wurde, und so konnte es kommen, daß mein Kampf gegen die jüdische Rasse als Religionsvergehen ausgelegt und bestraft wurde. Zuerst waren es Geld- und dann Gefängnisstrafen, mit denen ich bedacht wurde.

Es gab manchen Richter, dem man es ansah, wie leid es ihm tat, wenn er von den Paragraphen gezwungen wurde, mich zu verurteilen. In vielen Urteilen wurde die Lauterkeit meines politischen Kampfes anerkannt.

In einem meiner größten Prozesse, die ich zu bestehen hatte, war mein Gegner eine in damaliger Zeit sehr prominente und in der Demokratie besonders geschätzte Persönlichkeit gewesen. Nach Münchener Muster hatte mein Gegner in einem handschriftlichen Brief an den Staatsanwalt gefordert, man solle mich durch amtsärztlichen Beschluß für *geisteskrank* erklären. Einem kleinen Beamten ist es zu danken, daß der teuflische Plan mir rechtzeitig bekannt wurde. Ich alarmierte in einem Flugblatt die Öffentlichkeit und machte damit einen Strich in die Rechnung meiner Feinde. Den Staatsanwalt aber, der mich in jenem Prozeß als „gemeingefährlich“ bezeichnet und damit auf den berühmten Paragraphen 52 hingezielt hatte, schlug ich nach der Machtübernahme zur Beförderung zum Gerichtspräsidenten in Bamberg vor.

Als die Schaffung der Goldmark die Inflation abgelöst hatte, glaubte man auf jüdischer Seite, die materielle Not, in der ich mich befand, würde mich müde machen. Durch Mittelsleute, denen hohe Beträge zugesichert waren, bot man mir mehrere hunderttausend Goldmark und eine Villa in der Schweiz, wenn ich meinem Kampf entsagen würde. Ich war beglückt, meinen Kampf schon in seinem Beginn so hoch bewertet zu sehen.

Als die *Bestechungsversuche* erfolglos geblieben waren, trat das Mittel der *Ehrabschneidung* in Aktion. Ein bestochener Arbeitsloser sagte in einem Beleidigungsprozeß aus, ich hätte mit seiner geschiedenen Frau intime Beziehungen unterhalten. Die Frau konnte den Nachweis erbringen, daß sie mich erst im Gerichtssaal kennengelernt hatte. Der Verleumder wurde verurteilt.

Als ich wieder einmal im Gefängnis saß, überreichte mir mein Rechtsanwalt ein Flugblatt, das durch die Stadt ging und auf dem behauptet wurde, ich hätte im ersten Weltkrieg eine französische Lehrerin *vergewaltigt* und der Verbreiter dieser Nachricht hätte es mit angesehen. Bei der Beleidigungsverhandlung bekräftigte der Flugblattschreiber mit einem Eid seine Behauptung. Er hatte wohl damit gerechnet, die angeblich von mir vergewaltigte Französin könnte nach so langer Zeit nicht mehr auffindig und als Zeuge beigebracht werden. Der Staatsanwalt gab meinem Antrag auf Einleitung eines Strafverfahrens wegen Meineides statt. Bei ihrer Vernehmung konnte die schon recht alte Französin bekunden, daß sie mich nie in ihrem Leben gesprochen habe. Der Verleumder wurde verurteilt. Verraten durch seinen um den Judas-Lohn betrogenen Mithelfer, kam es heraus. Der meineidige Verleumder hatte RM 30.- erhalten! Ausgerechnet 30 Silberlinge, wie sie einst dem Judas Ischariot ausbezahlt worden waren! Die Zeitungen aber, die über ganz Deutschland hinweg die Verleumdung in großer Aufmachung gebracht hatten, unterließen es, von der Verurteilung des Verbrechers Kenntnis zu nehmen. Wessen Interessen diese Zeitungen zu dienen hatten, war aus diesem Verhalten klar ersichtlich.

Noch auf andere Weise hatte man es versucht, meinen Nerven beizukommen. Ein Vertreter der Judenschaft hatte einem vermeintlichen Vertrauten bei der Nürnberger

Polizeibehörde verraten, daß man sich vergeblich bemüht hatte, mich auf meinen Versammlungsfahrten durch Deutschland in das Netz einer dazu bestellten Esther zu locken.

Die Flugblätter, in denen ich immer wieder unerlaubter Liebe bezichtigt wurde, gehen in die Dutzende. Schließlich versuchte man noch, mich zum „Kinderschänder“ und „Homosexuellen“ zu stempeln.

Die Verleumdungsaktionen waren wohl das Schwerste, was ich in meinem 25jährigen Aufklärungskampf zu ertragen hatte. Es war für meine Gegner eine große Überraschung, daß meine Nerven nicht versagten und ich immer wieder meine Mitarbeiter aufs neue aufforderte: Der Kampf geht weiter!

Nun sollte noch das allerletzte Mittel in Anwendung kommen: der *Mord*! Eine gültige Vorkehrung hat mich auch solche Vernichtungsversuche bestehen lassen, sei es gewesen, als ich im Jahre 1921 auf einer Versammlungsfahrt im besetzten Gebiet aus dem Zug geworfen werden sollte, sei es bei Saal- oder Straßenschlachten oder in Augenblicken, in denen ich in später Nachtstunde die Tür zum Miethaus betrat, in dessen 4. Stock ich wohnte. Alle mir zugehenden Kugeln sind fehlgegangen!

Ein Gutes aber hatten die Verleumdungsfeldzüge gegen mich, sie waren eine Propaganda, die auch dort meine Versammlungshäuser füllte, wo man es nicht erwartet hätte, und mir Leute als Zuhörer zuführte, die nur aus Neugier aus ihrer Trägheit gerissen werden konnten.

Der Kampf geht weiter

Die Richter waren tief bewegt, als Adolf Hitler ihnen zugerufen hatte, man möge die Mitangeklagten wieder der Freiheit übergeben, er allein übernehme für alles, was geschah, die volle Verantwortung. Nach 9 Monaten verließ auch er mit „Bewährungsfrist“ das Landsberger Gefängnis.

In München war ihm das Sprechen noch versagt, darum kam er nach Nürnberg. Es war ein unbeschreiblicher Jubel, der ihn empfangen und wieder aus der Stadt geleitet hatte. Als die Kundgebungen vor dem Hotel „Deutscher Hof“ kein Ende nehmen wollten und immer wieder das Deutschlandlied zu ihm heraufklang, war er tief bewegt. Immer wieder öffnete er das Fenster und grüßte dankend hinab. Als er dann mir die Hand reichte, sagte er: „Es gibt nur ein Nürnberg!“

Der Einbruch der Franzosen ins Ruhrgebiet hatte in ganz Deutschland eine tiefe Erregung ausgelöst. Nachrichten über begangene Unmenschlichkeiten einer weißen und schwarzen Soldateska häuften sich von Tag zu Tag. Da eilten die besten der deutschen Jugend hinüber in das gequälte Gebiet, Freiwillige aus dem ersten Weltkrieg und solche, die zu jener Zeit ihrer Jugend wegen es nicht sein konnten. Über allen aber stand der Name *Leo Schlageter*. Er starb, von französischen Kugeln niedergestreckt, auf der Heide bei Düsseldorf den Heldentod. Im Schutze der französischen Soldateska organisierten jüdische Kommunistenführer im heimlichen Einverständnis mit marxistischen Regierungsleuten in Berlin, einen Aufstand gegen den unbesetzten Teil des Reiches. Deutsche Freikorps schlugen ihn nieder.

Aber auch im unbesetzten Deutschland loderte das Feuer des Aufruhrs immer wieder aufs Neue empor. Massenstreik folgte auf Massenstreik. Die Arbeitslosigkeit nahm ungeheure Ausmaße an. Ein Heer von 8 Millionen wurde gezählt. Die Häuser, in denen sie ihre Stempelgelder holten, waren überfüllt. Flüche und Verwünschungen bedrohten die, die helfen wollten und nicht helfen konnten.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war in Deutschland eine antisemitische Bewegung aufgekommen, die viel von sich reden machte. Um ihr in den Augen

der Öffentlichkeit Abbruch zu tun, zündeten 3 Juden eine Synagoge an und eine gewisse Presse schob diese Schändung eines Gotteshauses den bösen Judenhassern zu. Der Schuß ging aber nach hinten los. Juden wurden als Täter ermittelt und zu hohen Strafen verurteilt.

Weil man auf jüdischer Seite wußte, wie empfindlich die Öffentlichkeit auf Verbrechen reagiert, die wider die Religion begangen werden, wurden „Friedhofschändungen“ erfunden und am laufenden Band gemeldet. Es verging kaum eine Woche, in der nicht von umgeworfenen Grabsteinen berichtet und als Täter die „Hakenkreuzler“ verdächtigt wurden. Die „Hakenkreuzler“ waren bei der damaligen Systempolizei Freiwild gewesen und diese hätte bei ihrem judendienerischen Eifer sicherlich „Nazi“-Leute, wenn solche als Täter hätten nachgewiesen werden können, zu finden gewußt. Auch hier war unschwer zu erkennen, auf welcher Seite die „Friedhofschänder“ hätten gesucht und gefunden werden können.

Ein sozialdemokratischer Arbeiter in einem Ort in Franken meldete sich – von Gewissensbissen getrieben – nach 1933 bei einem Hoheitsträger der Partei und bekundete, daß die von der roten Zeitung den Nationalsozialisten in die Schuhe geschobene „Friedhofschändung“ von ihm im jüdischen Auftrag begangen worden sei. Mit solch niedrigen Mitteln suchte man also in der Kampfzeit die immer stärker anwachsende nationalsozialistische Bewegung in einer empfindsamen Öffentlichkeit herabzusetzen.

Massenaufmärsche auf den Straßen! Massenkundgebungen auf öffentlichen Plätzen! Hier die rote Fahne des Aufruhrs, dort die Fahne mit dem Hakenkreuz! Hier der Kommunist, dort der Nationalsozialist! Horst Wessel wird von einer von der Jüdin Kohn angeführten Rotte in Berlin ermordet! Das Wort „Horst Wessel“-Lied steigt von Millionen hoffender Deutscher gesungen zum Himmel empor! Die Parteien sind ins halbe Hundert hineingewachsen! Wahl folgt auf Wahl! Es bleibt alles beim alten!

Reichsparteitag 1927 in Nürnberg. Die Stadt der Reichstage alter Kaiserherrlichkeit ist zur Feiertätte der Nationalsozialisten geworden. Die Hoffnung der Gläubigen wächst, der Haß der Verführten aber ist grenzenlos. Deutsche gegen Deutsche! Die Zahl der Ermordeten und Verstümmelten ist groß und wird immer größer. Herrgott im Himmel, wo bist Du geblieben?

Adolf Hitler wird Führer des Volkes

Es ist der 30. Januar 1933. Durchs Brandenburger Tor marschieren die Kolonnen der SA und SS. Marschieren mit ihren Standarten im Fackelschein durch den Jubel der eroberten Hauptstadt des Reiches. Die Augen des greisen Feldmarschalls und des Gefreiten des ersten Weltkrieges schauen stumm und im Herzen doch so laut hinab auf das herrliche Geschehen. Ist es Wirklichkeit? Ist es nur ein Traum?

In der Potsdamer Garnisons-Kirche läuten die Glocken. Der Große König steigt aus seiner Gruft und segnet das geschehene Wunder: Generalfeldmarschall von Hindenburg, der Präsident der Republik, empfängt den Treuschwur seines Kanzlers Adolf Hitler. Deutschland ist erwacht!

1. Mai 1933. Von der Tribüne auf dem Tempelhofer Feld bei dem einsamen Baum spricht der Kanzler des Reiches und Führer des deutschen Volkes. Er spricht hinein in die aufmarschierte Million deutscher Arbeiter der Stirn und der Faust und bittet sein Volk: „Gebt mir 4 Jahre Zeit!“

Das Volk gibt ihm die Zeit. Hochöfen werden angeblasen! In den Fabriken laufen die Maschinen und 8 Millionen arbeitslos gewordene Menschen kehren zur Arbeit zurück! Der Bauer aber, der „Hand Juda“ entwunden, sät blühende Saat! Ein tiefes Glücksgefühl erfaßt das ganze deutsche Volk. –

Joseph Goebbels, des Führers großer Helfer, verkündet im Völkerbund zu Genf den Willen des deutschen Volkes, wieder frei zu werden, wie seine Väter einst es waren.

Waffen werden geschmiedet. Die Reichswehr wird zum Kern des neuen Volksheeres. Seine ersten Bataillone marschieren in die Zone der Schande am Rhein. Das Saargebiet kehrt zum Reich zurück. Im Osten aber brennt noch die schwelende Wunde: Die Brücke zum Ostland ist von einem grausamen Diktat durchschnitten und wartet auf eine friedsame Einigung zwischen den Deutschen und den Polen.

Und über Allem stand das „Nürnberger Gesetz!“

Das Nürnberger Gesetz

Jedes Volk hat das Recht und die Pflicht, sich die Gesetze zu geben, die es zu seiner Erhaltung für notwendig erkennt. Der Judenführer Moses hatte bei Beginn des Krieges, der das gelobte Land Canaan den Juden zum Raube machte, das Gesetz gegeben:

„Ihr sollt den Völkern des Landes, in das Ihr kommt, Eure Töchter *nicht* geben und Eure Söhne sollen die Töchter der fremden Völker *nicht* zu ihren Weibern machen“. Dieses Gesetz Moses untersagte also die Vermischung des jüdischen Blutes mit dem Blut fremder Völker und sicherte damit die Weiterzeugung der jüdischen Erbmasse und die Erhaltung der typisch jüdischen körperlich- und geistig-seelischen Eigenart für ewige Zeiten. Dieses Gesetz ist also ein *Schutzgesetz zur Erhaltung der jüdischen Rasse*.

Nach der Eroberung Canaans war das von Moses gegebene jüdische *Rassenschutzgesetz* von vielen Juden nicht mehr beachtet worden. Sie hatten Töchter der unterjochten Völker zu ihren Weibern gemacht und mit ihnen Kinder gezeugt. In diesen Nachkommen drohte das spezifisch Jüdische des körperlich- und geistig-seelischen Wesens immer mehr zu verschwinden. Hier war es nun der Judenpriester *Esra*, der das Gesetz Moses erneuerte und damit die jüdische Rasse vor ihrer Auflösung bewahrte. Wie das Buch *Esra* in den Kap. 9 und 10 berichtet, berief der Judenpriester *Esra* eine Volksversammlung ein, in der er die Übertretung des Gesetzes als schwere *Missetat* und als ein *Vergehen wider Gott* geißelte:

„Da ich solches hörte, war ich bestürzt. Ich breitete meine Hände aus und sprach: Mein Gott, ich schäme mich und scheue mich, meine Augen aufzuheben zu Dir, mein Gott; denn unsere *Missetat* ist über unser Haupt gewachsen und *unsere Schuld ist groß bis in den Himmel*.“

Sechanja machte sich zum Sprecher der Volksversammlung:

„Wohlan, wir haben uns versündigt, wir wollen *alle Weiber und die Kinder von ihnen hinaustun*!“

Nachdem *Esra* ihnen den Eid abgenommen hatte, „daß sie nach diesen Worten tun sollten“, begann die größte *Massenscheidung* aller Zeiten:

Alle von Juden geheirateten nicht jüdischen Weiber wurden samt den Kindern, die aus diesen Ehen hervorgegangen waren, aus der jüdischen Volksgemeinschaft ausgestoßen!

Es ist nicht bekannt geworden, ob sich zu jener Zeit alliierte Regierungen gefunden haben, die jene *Massenausstoßung von Weibern und Kindern* für unmenschlich erklärt und sich für die Vertriebenen mit Aufbietung ihrer ganzen Machtmittel eingesetzt haben.

Esra aber wird mit Recht vom Judentum als einer seiner größten Priester und Führer gefeiert. Durch die Erneuerung des von Moses geschaffenen jüdischen *Rassenschutzgesetzes* hat er das Judentum vor dem Untergang gerettet. Die Ägypter, Perser, Griechen und Römer gehören nur noch der Geschichte an, weil sie der Vermischung ihres Blutes mit anderen Rassen keine Schranken gesetzt hatten. Das jüdische Volk aber hat

sie überdauert, es lebt noch heute und ist im 20. Jahrhundert dabei, seinen größten Sieg zu erringen: *Die Weltherrschaft!*

Was das Gesetz Moses und seine Erneuerung durch Esra für die Juden war und noch heute ist, das sollte das „Nürnberger Gesetz“ für das deutsche Volk werden. Es ist jenes Gesetz, das im Jahre 1935 vom deutschen Reichstag in Nürnberg beschlossen wurde und die Bezeichnung trägt: „Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre“. Das „Nürnberger Gesetz“ sollte für das deutsche Volk das sein, was das Gesetz Moses und Esra für die Juden war und heute noch ist: Ein Schutz zu seiner Erhaltung! Es sollte verhindern, daß deutsche Jungfräulichkeit noch weiterhin der Entehrung durch Volksfremde ausgesetzt und deutsches Blut sich noch weiterhin mit jüdischem vermische. Das „Nürnberger Gesetz“ war also nicht ein Angriff gegen ein anderes Volk oder eine andere Rasse, sondern ausschließlich ein Gesetz zur Sicherung des Weiterbestehens des deutschen Volkes. Das „Nürnberger Gesetz“ wird dereinst von der Geschichte als das bedeutungsvollste Gesetzwerk des 20. Jahrhunderts gerühmt werden und mit ihm sein Schöpfer Adolf Hitler.

Obwohl die Juden sorgsam darauf bedacht sind, daß ihr von Moses gegebenes und von Esra erneuertes Schutzgesetz erhalten bleibt, sind sie es gewesen, die das zum Schutze des deutschen Volkes erlassene „Nürnberger Gesetz“ als einen Angriff gegen die Judenheit und damit als ein Verbrechen wider die „demokratische Freiheit“ bekämpften. Daß die Juden die Aufhebung des „Nürnberger Gesetzes“ von den Alliierten Regierungen verlangt und auch erreicht haben, läßt erkennen, wie groß ihr Einfluß im Weltgeschehen bereits geworden ist.

Krieg und Kriegsschuld

Der 2. Weltkrieg ist über Europa hinweggegangen. Der Führer ist tot. Das Großdeutsche Reich ist zerschlagen. Die deutschen Städte liegen in Trümmern. Das deutsche Volk ist der Zinsknechtschaft seines Feindes preisgegeben. Wie im ersten, so waren auch im zweiten Weltkrieg englische, amerikanische und russische Soldaten die Vollstrecker gewesen. Wer aber ist der wirkliche Sieger dieses Krieges? Sind es die Völker, aus denen jene Soldaten gekommen waren?

Die Übernahme der Regierung durch den Führer im Jahr 1933 war für das Weltjudentum das Signal zum Angriff. Die Weltjudenpresse hetzte zum *Weltboykott gegen Deutschland*. Die Antwort Deutschlands war der 24stündige Boykott gegen jüdische Geschäfte am 1. April 1933. Kein Jude verlor dabei sein Leben, und kein jüdisches Geschäftshaus war beschädigt worden. Der von der Parteileitung angeordnete und unter meiner Leitung geschehene *Gegenboykott* sollte das Weltjudentum davor warnen, das nationalsozialistische Deutschland herauszufordern.

In der Weltpresse erschienen seit jener Zeit immer wieder gehässige Angriffe gegen das nationalsozialistische Deutschland. Es war unverkennbar, daß mit jener ohne Unterbrechung weitergeführten Propaganda in der Welt die Meinung herangezüchtet werden sollte, das Bestehen eines nationalsozialistischen Deutschlands bedeute für die anderen Völker eine Gefahr.

Besonders deutlich sprach sich der nach Frankreich emigrierte jüdische Schriftsteller *Emil Ludwig (Cohn)* über die jüdischen Wünsche und Absichten in der Zeitschrift „Les Annales“ aus:

„Hitler will den Krieg nicht, er wird aber dazu *gezwungen* werden.“

Der polnische Botschafter in U. S. A., *Graf Potocky*, schrieb zu einer Zeit, als in Europa noch niemand daran gedacht hatte, daß ein zweiter Weltkrieg komme oder kommen müsse, an seine Regierung nach Warschau, daß er den Eindruck gewonnen habe, ein-

flußreiche Juden würden in Washington auf einen neuen Weltkrieg hinarbeiten. (s. das deutsche Weißbuch).

Der Bericht des polnischen Botschafters Potocky, dem niemand eine Voreingenommenheit gegen das Weltjudentum vorwerfen könnte und der auch kein Freund des nationalsozialistischen Deutschlands war, würde allein schon genügen, um die Frage nach der Kriegsschuld erschöpfend beantworten zu können. Geboren aber wurde die Schuld auch für den zweiten Weltkrieg in dem Augenblick, als Gott Jave durch den Mund des Feldmarschall Moses dem jüdischen Volk die Weisung gab: „Du sollst alle Völker fressen!“

Mit der Besiegung des nationalsozialistischen Deutschlands im zweiten Weltkrieg hat das Weltjudentum den größten Sieg seiner Geschichte errungen.

Der Führer lebt

Der Führer ist nicht tot! Er lebt weiter in der Schöpfung seines gottnahen Geistes. Sie wird überdauern das Leben derer, die vom Schicksal dazu verdammt waren, den Führer nicht zu verstehen, als er noch lebte. Sie werden ins Grab sinken und vergessen werden. Der Geist des Führers aber wird hinauswirken in die Zeit und seinem versklavten Volk und einer verführten Menschheit zum Erlöser werden.

Schlußbemerkung

Ein jüdischer Gefängnisdirektor sagte zu mir, es gefalle ihm, daß ich auch in *der* Lage, in der ich mich befände, aufrecht zu meiner Sache stünde. Was bei jenem jüdischen Gefängnisbeamten, der mit seiner Achtungsbezeugung seine eigene anständige Gesinnung ungewollt bekundete, Verwunderung auslöste, ist für mich eine Selbstverständlichkeit. Ich wäre ein Schweinehund, würde ich in einem Augenblick, in dem ich mich in der Macht des Feindes befinde, dem abschwören, was ich über 25 Jahre hinweg als meine Überzeugung bekannt habe. Diese Überzeugung stimmt mit der Forderung des Zionistenführers Theodor Herzl überein:

Solange die Juden gezwungen sind, mit anderen Völkern zusammenzuleben, besteht auch der Antisemitismus weiter. Der von den Völkern ersehnte *Weltfriede* wird erst dann zur Tatsache zu werden vermögen, wenn auch dem Weltjudentum eine *nationale Heimstätte* zuteil geworden ist.

Mondorf, den 3. August 1945
Haus der Internierten.

MITARBEITER DIESES HEFTES

Prof. Dr. Konrad Repgen, ord. Professor der Mittelalterlichen und neueren Geschichte an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn, Konviktr. 11, 5300 Bonn 1.

Prof. Dr. Klaus Scholder, ord. Professor am Evang.-Theolog. Seminar der Universität, Liebermeisterstr. 12, 7400 Tübingen.

Dr. Gerald Fleming, Senior Lecturer in German Studies, University of Surrey, Dept.

of Linguistic and International Studies, Guildford Surrey GU2 5XH.

Dr. Erhard M. Lange, Wiss. Assistent an der Universität Bielefeld, Wendischhof 16, 4800 Bielefeld 1.

Dr. J. W. Brügel, Publizist, 21 Connaught Drive, London NW11 6BL.

Dr. Jay W. Baird, Professor of Modern European History, Miami University, Oxford, Ohio, 45056.